JOHANNES VON KUNOWSKI

AUGUST 1914







Wie die Anderen den Ausbruch des Weltkrieges erlebten









AUGUST 1914

J. v. KUNOWSKI

Schutzumschlag
Erstauflage

v. KUNOWSKI

August 1914

Schutzumschlag
Auflage 24.-25.
Tausend

WIE DIE ANDEREN DEN AUSBRUCH
DES WELTKRIEGES ERLEBTEN

Kleine Wehrmacht-Bücherei - Band 2

August 1914

Wie die Anderen den Ausbruch des Weltkrieges erlebten

Von

Johannes von Kunowski

Verlag „Die Wehrmacht" · Berlin

24.—25. Tausend

Druck: Ernst Hedrich Nachf. (Druckerei Seemann), Leipzig C 1
Umschlag und Einband: Dassel, Berlin-Wilmersdorf

Inhalt

Einleitung

August 1914! Mehr als fünfundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Wieder steht Europa in Flammen. Wieder einmal stürzt der Engländer Europa in einen sinnlosen, zerstörenden Krieg. – Frankreich, als der langjährige Vasall des britischen Piratentums, steht ihm zur Seite, um ein geeintes, freies Deutschland erneut niederzuringen und zu zerreißen.

Was umfassen diese 25 Jahre alles zwischen diesen beiden Kriegen!

Reiche zerfielen, Dynastien verschwanden. Eine Umwertung althergebrachter Begriffe, soziale Umschichtung, Millionen von Kreuzen Gefallener, Auf- und Niedergang, mit einer neuen Landkarte Europas ein neues politisches Antlitz. – Und der August 1914 war ihr Beginn.

Er war ein heißer Sommermonat, dieser historische August. Schwer lag über den Völkern die politische Atmosphäre. Die Welt war voller Gerüchte, gewitterschwerer Spannungen, bis der Blitz herniederzuckte.

Der 28. Juli brachte die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien. Am 1. August erklärte Deutschland den Krieg an Rußland, am 3. August an Frankreich. Der 4. August brachte die Kriegserklärung Deutschlands an Belgien, am gleichen Tage erklärte England Deutschland den Krieg. Am 6. August folgten die Kriegserklärungen Österreich-Ungarns an Rußland und die von Serbien an Deutschland, am 7. August war es Montenegro, das Österreich-Ungarn den Krieg erklärte. In rascher Folge kamen dann der 12. August mit den Erklärungen Montenegros an Deutschland, der 13. mit Frankreich und England an Österreich-Ungarn, der 23. mit Japan an Deutschland, der 25. mit Österreich-Ungarn an Japan und der 26. August mit Österreich-Ungarn an Belgien.

Das war die Entladung dieses Augustgewitters, das überall in der Welt einschlug. Im weiteren Verlauf des Krieges wurden insgesamt 44 Kriegserklärungen abgegeben, die letzte

davon am 12. Juli 1918 von Haiti gegen Deutschland. Krieg, wie diese Kunde, wie dessen erste Auswirkungen sich bei den einzelnen Völkern bemerkbar machten, die bereits im August 1914 in das große Völkerringen einbezogen wurden, das ist in Erlebnisschilderungen aus jener Zeit der Inhalt dieses Buches. Es sind keine großen, heroischen Taten. Es ist kein politisches Weltgeschehen, es sind keine militärischen Aktionen, die hier geschildert werden sollen. Sie geben nur den Rahmen ab.

Schlicht und einfach, wie der namenlose Zeitgenosse in den einzelnen Ländern an seinem Platze diese historischen Augusttage erlebte, so runden sich diese Erzählungen ab zu einem Gesamtbild, das den Titel August 1914 trägt.

Und das ist das Seltsame. Überall in der Welt war es wie bei uns!

Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Die Fülle des Geschehens läßt diese Jahre fast noch zahlreicher erscheinen, und dennoch ist die Erinnerung an ihren Beginn, an den August 1914, bei den meisten Zeitgenossen besonders lebhaft und eindrucksvoll. Vieles ist einander ähnlich, was sie erlebten, da die Schicksalsgemeinschaft „Krieg" ja über die Grenzen der Länder hinweg gleiche Bedingungen schuf. Die Verschiedenheit der Völker aber läßt dennoch diese Dinge immer wieder anders sehen, in den Erscheinungsformen unterscheiden sie sich voneinander.

Der August 1914 stellt einen geschichtlichen Begriff von unerhörtem Ausmaß dar. Es ist das erstemal, daß die Freunde und Feinde von einst gemeinsam im Rahmen eines deutschen Buches hierzu Stellung nehmen. Die Eindringlichkeit des persönlich Erlebten aber läßt diese schlichten Berichte zusammengefaßt zu einem Zeitdokument werden.

Sachlich, ohne Für und Wider, reihen sich so diese Erlebnisberichte aneinander. Schilderungen von Angehörigen verschiedener Völker, aller Kreise. Der Begriff „August 1914" bindet sie, sehen wir, wie man in den kriegführenden Mächten des August 1914 den Kampfbeginn erlebte!

Belgien

Augusttage in Brabant

1914. 2. August. Über dem alten Gent ragt der trutzige Belfried hoch in die Nacht. Er ist grau unter der Last seiner Jahre, umwittert von dem Ruhm und dem Trotz seiner stolzen Vergangenheit. Wuchtig ragen seine Mauern, dunkle Wolken ziehen vor dem blassen Mond dahin. In seinem Scheine droht der kupferne Drache von der Turmspitze und lugt nach den blinkenden Sternen.

Unruhe herrscht rings in der Welt. Schmerz in jedem Herzen. Die Trauer nimmt als eine düstere, schwarz verschleierte Frau Platz vor dem leeren Herd. Es will Krieg werden.

Mütter weinen in sich hinein, wenn ihre Kinder fragen: „Wann kommt der Vater wieder?" Bräute sehen mit von Tränen müden Augen auf die Bilder junger Männer. Eltern denken sorgenvoller Herzen an die Söhne. Ist so der Krieg?

Die Kasernen von Gent sind überfüllt mit Soldaten. Mein Bataillon, auf den achtfachen Bestand gebracht, liegt in einer jetzt geräumten Knabenschule, und langsam gehe ich als Wache vor dem Haupteingang auf und ab. Dreißig Schritte rechts und dreißig Schritte links. Immer das gleiche, rechts, links.

Es stehen eine Menge weinender Frauen unter den Lindenbäumen unmittelbar vor mir. Sie würden gern ihren Sohn, ihren Mann oder Bruder zurückkommen sehen. Vergebens, unbarmherzig ist die Einberufung. Unsere Schule hier hat sie aufgeschluckt, unwiderruflich.

Hinter diesen Mauern ruhen sie jetzt. Zuweilen vermeint man, ihre Atemzüge durch die Mauern hindurch zu vernehmen. So nahe sind sie einander, diese Frauen, und diese Männer. Dazwischen aber stehe ich, dreißig Schritte rechts, dreißig Schritte links. Weil man so will, hüte ich diesen Ein- und Ausgang. Niemand darf hinein, niemand kann heraus.

In die stille Nacht klingt auf einmal ein schweres, düsteres Glockengeläut. Es ist die Sturmglocke Roeland, die Krieg, Mord und Brand über der alten Stadt einläutet.

„Mein Name ist Roeland,
wenn ich wecke, dann ist Brand.
Wenn ich läute, ist Sieg
in Flanderns Land."

So läutet sie, dröhnt, wuchtet, mit ihrer gewaltigen erzenen Stimme.

Aber ihre stolze alte Seele als Siegglocke von Flandern hallt wider von Angst. Roeland, die alte, sie läutet Sturm in der grauen, lauen Augustnacht. Unter ihren Klängen gehen in den Häusern die Lichter an, Türen kreischen, die Fenster öffnen sich. Das Volk beginnt in dichten Scharen nach dem Freitagsmarkt zu drängen, jenem Platz, auf dem jeder Stein einen Tropfen Blut aufgesogen hat während der Bürgerkriege des Mittelalters.

Freiwillige ballen sich zu Haufen vor den Büros des Militärs. Sie drängen zur Meldung. Nun ist es der Krieg.

Das Volk singt und lacht. Tränen und Lachen und Küsse wechseln wie die bunten Änderungen der Steine in einem Kaleidoskop, wenn man es dreht. Alles ist unbegreiflich, unfaßbar, wie die Gefühle, mit denen unsere Herzen jagen. Krieg, Krieg, Krieg!

Roelands altes Herz aber klopft in dieser Stunde so laut, so schnell, daß es auf einmal birst und bricht. Es wird still über Gent. Die Glocke Roeland schweigt nun für immer seit dieser Nacht des 2. August 1914. Sie starb wie ein Soldat im Dienste des Vaterlandes, als man den Krieg erklärte.

Man hat die Glocke Roeland nie mehr gehört. Seitdem ragt über Gent einsam und hoch der alte Belfried, mit einem erzenen Herzen, das nicht mehr schlägt.

1914. 18. August. Und der Krieg wütet. Er frißt sich ein von Tag zu Tag. Wir liegen vor Thienen in einem Hinterhalt. Die ganze 1. Division weiß, daß sie geopfert werden soll. Das 22. Linienregiment weiß, daß es diesmal bis auf den letzten Mann fallen wird, weiß, daß es an diesem tragischen 18. August 1914 den Abzug des belgischen Heeres zu decken hat. Und jeder Soldat erkennt zitternden Herzens, daß die Erde von Brabant sein Blut trinken wird. Er ist auch ein wenig stolz darauf, aber niemand weiß eigentlich genau, warum diese Feuersbrunst über die arme Welt gekommen ist.

Und darum betet jeder einzelne für sich, daß er doch sein Leben behalten möge, sein kleines Leben, daß es verschont bliebe. Er, nur wenigstens er. Es gibt doch in der ganzen Welt kein Vaterland, das sich mit dem nutzlosen Tod seiner Söhne rühmen könnte. Niemals hat mir ein Mitmensch etwas getan, niemals habe ich einfacher Dorfjunge einen Fremden gesehen vor diesem verfluchten 18. August 1914. Jetzt soll ich sie töten, und sie mich, die wir einander nicht kennen, die wir uns nie etwas zuleide taten. Wer weiß um dies unabänderliche Warum? Wir nicht, vielleicht die oben. Und der Krieg will es so.

Und wie die Maschinen, als Werkzeuge dieses grimmen Krieges, haben wir getötet. Es begann um ein Uhr nachmittags. Lüttich war gefallen, nachdem die Forts in einer riesigen Feuersglut in die Luft geflogen waren. Kanoniere lagen unter ihren rauchenden Trümmern begraben. Haelem stand in Flammen, Aerschot war vernichtet. Auf uns zu kam nun das mächtigste Feldheer, das die Welt je gesehen. Auf Houthen-St. Margaretha waren 260 Feuerschlünde gerichtet. Ein einziges Regiment, das meine, sollte mit seinen 3000 Mann diese wahre Flut des Feuers aufhalten, die sich

heranwälzte. Neerlinter und Oplinter waren in große Soldatenfriedhöfe verwandelt. Die Wasser der Ghethe schwemmten verkohlte Balken und Leichen an. Brabant blutete und litt schweigend. Brabant empfing in seinem Schoß und seiner von Granaten durchpflügten Erde die blutige Ernte der Leichen ihrer Kinder.

Als morgens die Sonne über dem golden wogenden Korn der freien Felder aufging, war mein Regiment, unser 22. Infanterieregiment, noch 3000 Mann stark. Als sich endlich der Abend nach den Stunden dieses verzweiflungsvollen Kampfes herniedersenkte und der Oberst zum Appell befahl, da fanden sich bei den glühenden Trümmern einer brennenden Kirche noch etwa 600 vollkommen erschöpfte Leute ein, von denen etwa 150 noch auf Feldbetten und Tragbahren mit zerschossenen Gliedern lagen. Arme und Beine wurden abgesägt, Augen herausgenommen, und am Abend begrub man auf den Kirchhöfen von Brimde, Hoeigarden, Thienen und Bautersem die Blüte unserer Genter Jugend. Das 22. Linienregiment war an einem Nachmittag vernichtet, ausgelöscht.

So waren die Augusttage in Brabant. Roeland, die Sturmglocke unserer Stadt, hat nie mehr geläutet. Gent beweint noch jetzt seine Söhne. Ein Wald von Holzkreuzen ist aus der fruchtbaren Erde von Brabant emporgewachsen. Dort schlummern sie; sie, die die Hoffnung ihrer Eltern waren, der starke Arm der Frauen und Mädchen. Sie haben der Mutter Erde ihr Leben und Gott ihre Seele gegeben. Möge die Erde von Brabant ihnen leicht sein.

Gustaaf Vigoureux

Die verlorene Heimat

Wenn ich die Augusttage von 1914 erzähle, wie ich sie erlebte, so ist das zugleich der Beginn der Geschichte meines Geburtsstädtchens, wie es während vier Jahren von den Seinen fast verlassen, trauernd in der Heimat und doch wie in der Fremde war.

Es war alles ganz schnell gekommen. Über Nacht hatte mein Vater fortgemußt. Wir hatten ihm noch alles an Geld und Wurst mitgegeben, was wir gerade im Hause hatten. Es war nicht viel. Meine Mutter weinte sehr, meine kleineren Geschwister lagen im Schlafe und ich stand an der Hand meines Großvaters und winkte dem Davongehenden nach, solange er uns sichtbar war. Das aber waren nur drei, vier Schritt, denn diese Nacht war stockdunkel, und wenn auch in den Nachbarhäusern wie bei uns die Lichter brannten und ihr Schein aus den geöffneten Türen und Fenstern auf die Straße drang, so war unsere Sicht doch nur kurz. Wir haben von unserm Vater dann durch Wochen nichts gehört. Erst im Oktober kam eine graue Karte aus Munsterlager, da war er Kriegsgefangener.

Ich werde nie den Ton vergessen, wie die Türe hinter uns ins Schloß fiel, als wir nach dem Abschied wieder in das Haus traten. Es war Krieg. Jetzt erst, nachdem er mit seiner grausamen Hand unbarmherzig auch in unsere Familie gegriffen, begann mein jugendliches Gemüt zu begreifen, was er war. Wir haben in Hal nicht direkt unter den Schrecken des Kampfes zu leiden gehabt. Zuerst waren es die Unseren, die in langen Reihen durch die Straßen zogen. Wir gaben

ihnen Wasser, Erfrischungen und zu essen. Unser kleiner Garten hinter dem Hause war wie abgemäht, alle unsere Blumen hatten wir den Tapferen gegeben. Aber dann wurde auch das anders. Man hörte von weitem immerfort das Donnern der Kanonen, einmal näher, dann wieder weiter entfernt. Die Frauen in unserer Straße standen vor den Türen und lauschten angstvoll nach dem Lärm des Krieges. Es war kaum eine unter ihnen, die nicht einen Mann oder den Sohn dabei hatte.

Wir Jungen waren in diesen Tagen viel auf unserm kleinen Bahnhof mit dem spitzen Uhrturm. Dort, wo das Schild „Uitgang-Sortie" war, preßten wir uns an die Eisen der Gitter und sahen zu den Zügen, solange noch welche verkehrten. Halt machten diese Züge zumeist nicht auf unserer kleinen Station. Sie kamen und fuhren von und nach Brüssel. Da vergaßen sie uns leicht so dicht dabei. Aber es wurden immer weniger Züge. Und eines Tages waren die Bahnbeamten verschwunden. Keine Glocke gab mehr ihr schallendes Signal, unser Bahnhof war tot.

Und durch die Hauptstraße unserer Stadt fluteten unsere Soldaten. Es ging zurück. Schreckensbleich wies es einer dem anderen. Es waren schon Verwundete unter den Dahinziehenden. Auch geschlossene Transportwagen, die nicht anhielten, sondern, so schnell es möglich war, weiterhasteten. Unsere Frauen forschten angstvoll unter den Soldaten, ob sie nicht den Ihren sähen. Charles Meunier von der Ecke war tatsächlich darunter. Man erzählt, daß er in sein Haus gegangen und erst in der darauffolgenden Nacht wieder in seinem Arbeitsrock weitergezogen wäre.

Dann hörten auch die Märsche der letzten unserer Truppen auf. Eine gähnende Stille lastete für einen Tag über dem Ort. Nun, da unsere Linien nicht mehr waren, mußte der Feind kommen.

Mein Großvater war wohl einer der wenigen Männer, der den Kopf oben behielt in dem Wirrsal, das nun anbrach.

Man redete viel von Flucht. Es wurden Karren mit Sachen beladen. Auch die letzten unserer Männer verließen uns nun. Es waren nicht allzuviel, die verblieben, Frauen, Kinder und Greise, wie mein Großvater einer war. Es war seltsam an diesem Tag. Mit einem Ohr hörte man immer auf das Näherkommen des Feindes. Alle Hände hatten zu tun, sich vorzubereiten. Ich sehe noch meine Mutter, wie sie unser weniges im Garten vergrub. Später hat sie es dann mit meiner Hilfe wieder ausgegraben, als wir fort mußten. Es hatte kaum Schaden genommen. Wir Jungen aber streiften durch die verlassenen Straßen. Die kleinen Läden waren geschlossen, die meisten Häuser verlassen. Selbst in dem Café am Bahnhof, wo es sonst so laut herging, war es heute totenstill. Es war unmöglich, sich dem Eindruck zu entziehen, den dieses verlassene Städtchen bot.

Und dann kamen sie. Gar nicht so furchtbar, wie man es uns erzählt. Von Loth her trabten die ersten Reiter, Husaren mit Schnüren auf den grauen Jacken. Sie hatten wohl noch nicht viel gekämpft in diesen Tagen. Sie sahen frisch aus, und es war für uns Jungen fast zum Lachen, wie vorsichtig sie in unsere Straße einritten, als säße in jedem Hause ein starker Feind, wo doch in Wirklichkeit kaum eine Seele in ihnen verblieben war.

Wir hielten uns alle im Hause. Meine Mutter erlaubte nicht, daß ich hinausginge. Auch die letzten Zurückgebliebenen aus Hal schienen nun verschwunden, so leer waren die Straßen. Ich stand hinter dem Fenster und sah sie alle vorbeimarschieren. Hörte das Trappeln der Pferde, den schweren Schritt der Stiefel, das Holpern der Räder von Geschützen und Fahrzeugen.

Da klopfte man bei uns an. Mutter preßte die Schürze vor das Gesicht und weinte laut auf. Sie erwartete wohl das Schlimmste. Ich stand dicht neben ihr, die Fäuste geballt. Man sollte ihr nichts tun. Unser Großvater ging zur Tür. Es ist mir ein unvergeßliches Bild, wie er mit seiner blauen

Jacke und den Holzschuhen von uns zu der Türe ging. Ganz weiß leuchtete sein Haar. Er war ein schöner und ein tapferer Mann in dieser Stunde, mein Großvater.

Eigentlich war es für mich wie eine Enttäuschung, daß so gar nichts geschah.

Mein Großvater schloß auf, wir sahen die Köpfe dreier Soldaten mit dem Pickelhelm. Einen Augenblick musterten die Deutschen unsere Gruppe in der Küche, den Großvater, die Mutter, mich und die beiden Kleinen. Dann löste sich die Spannung aus ihren Gesichtern, und sie traten ein. „Quartier" sagte der Vorderste von ihnen und ging dann durch unser kleines Haus und bestimmte hinten die kleine Stube für sich und die Leute.

Es waren keine schlechten Menschen, diese Soldaten. Und was hatte man uns für Geschichten über sie erzählt! Wenn sie so an unserer Kochmaschine saßen und mit dem Eisen Waffeln buken, und mit der Mutter radebrechten und ihr allerlei Zeichen machten, dann war es manchmal wie zum Lachen. Nur der Großvater hielt sich fern von den Soldaten. Kamen sie in die Küche, ging er in den Garten.

Wie draußen auf den Straßen die marschierenden Soldaten wechselten, so wechselten auch die Gäste in unserm Hause. Stets blieb die Hinterstube ihr Quartier. Sie schliefen auf Stroh, über das sie immer ihre großen Decken breiteten. Und eines Tages liefen auf dem Bahnhof auch die Züge wieder.

Auf dem Bahnhof hatten wir nun einen Kommandanten, und im Schlößchen saßen Offiziere, die die Ortskommandantur ausmachten. Von hier aus kamen dann die großen Anschläge an den Mauern, auf denen zu lesen war, was wir fortan nicht tun durften. So groß der Segen gewesen war, daß unser Städtchen nichts von den eigentlichen Schrecken des Kampfes zu kosten bekommen hatte, so schwer wurde doch die Zeit, die nun über uns anbrach.

Leerer und leerer wurde der Ort von seinen Einwohnern.

Es war wohl der Körper der Stadt, der zurückblieb, aber ihn hatte die Seele mit den Menschen verlassen, und die anderen waren und blieben doch Fremde. Noch im gleichen Augustmonat, es war in seinen letzten Tagen, starb mein Großvater. Er hatte zuviel heruntergeschluckt in diesen Tagen, er ertrug es nicht, und er war schon ein sehr alter Mann. Wir haben ihn in aller Stille auf dem alten Friedhof begraben, und dort, auf dem Totenacker, sahen wir so recht, wie wenig Nachbarn und Bürger der Stadt noch verblieben waren.

Meine Mutter zog dann mit uns zu der Schwester nach Brüssel, unser Haus übergaben wir der Kommandantur. Es war ein schmerzliches Abschiednehmen von allem, als wir aufbrachen.

So war uns der Monat August 1914 vergangen. Wir hatten viel und fast nur Trauriges erlebt. Und wenn ich selbst in meiner Jugend wohl auch noch nicht alles so ganz verstanden habe und durch die vielen Gesichte und kleinen Erlebnisse abgelenkt wurde, so legte sich doch auch damals über mein Gemüt der lastende Schleier der Trauer und der Verzweiflung. Krieg, – dieses schreckliche Wort stand über der Schwelle meines Knabentums zum Jüngling. Es hat für mein ganzes Leben sein Siegel meinem Fühlen und meinen Gedanken aufgedrückt. Ich denke nicht gern zurück an diesen August, der mir den Vater nahm und den Großvater sterben ließ, der mich aus der Heimat trieb. Wenn ich mich aber seiner erinnere, dann tue ich es, um mich zu vergewissern, wie ein jeder alles tun muß, um zu verhüten, daß es jemals zu einem neuen Kriege kommt. Wir wollen deshalb nicht Feiglinge sein, aber sehende, denkende Menschen, die nicht dem Augenblick erliegen, sich nicht hinreißen lassen und voll und ganz der Verantwortung eingedenk sind, die wir zu tragen haben. Und unser Hoffen muß sein, daß es dieser Menschen überall in der Welt genügend gibt.

Maurice Gourville

Wir schützen die Grenze

Es ist der Morgen des 31. Juli.

„Herr Leutnant, Herr Leutnant – die Fünfzehner marschieren ab!"

Auf diesen Ruf meines Burschen springe ich aus dem Bett und öffne das Fenster. Der Himmel ist tief dunkelblau, übersät mit Sternen. Die Nacht ist lind, ruhig und still. Nur aus der Ferne höre ich einen undeutlichen Lärm. Kommandos, Pfeifensignale, das Geklirr von Waffen. Dann tönt der Schritt, der gleichmäßige schwere Takt einer Infanteriekolonne, die sich in Marsch setzt. Ich lausche angestrengt auf alle diese Geräusche. Sie werden geringer, entfernen sich, verschwinden endlich ganz. Wieder herrscht die tiefe Stille der Nacht, diese köstliche Ruhe, die nur noch unterbrochen wird vom Zirpen der Grillen.

Ich gehe zum Zimmer meines Kameraden Guyot, der in denselben Haus wohnt wie ich, und klopfe an seine Tür.

„Aufstehen, mein Junge, die Fünfzehner marschieren bereits!"

„Die Fünfzehner?"

„Jawohl. Ausgerechnet diese Infanteristen marschieren schon uns Husaren voraus!"

„Das ist stark."

Guyot steht auf, dann lehnen wir beide still an meinem Fenster. Wir sind wie auf Horchposten und lauschen unruhig und ungeduldig in die Nacht. Unruhig deshalb, weil wir

fürchten, daß man uns vergessen hat, ungeduldig, weil die Infanteristen nun schon abmarschierten. Aber jeden Augenblick muß auch für uns der Befehl kommen.

Noch einige Minuten wird unsere Geduld auf die Probe gestellt. Dann hören wir plötzlich aus der Ferne den Schritt eines Mannes, der es eilig hat. Er kommt näher und näher, jetzt ist er bei uns. Ganz außer Atem ruft er uns an: „Herr Leutnant, Herr Leutnant!"

„Was ist? Zweite Husaren?"

„Jawohl, Melder von der vierten Eskadron."

„Gut, und was ist los?"

„Herr Leutnant, es geht los! Sammeln so bald als möglich in der Kavalleriekaserne Bévaux."

Wir stoßen Freudenrufe aus, als wir hören, daß nun auch wir dran sind. Wir springen auf, Guyot und ich, rufen die Ordonnanzen.

„Los. Aufstehen! Auf! Sofort satteln! Schnell, es geht los!"

Die beiden Männer erheben sich, kleiden sich an, und schlaftrunken nehmen sie die Packtaschen, die schon am Abend zurechtgemacht wurden. Dann zäumen und satteln sie. Wir machen uns inzwischen fertig, steigen zu Pferde, und im Trab geht es zum Sammelpunkt.

Im Bévaux herrscht das Leben ganz großer Tage. Geschäftig eilen Adjutanten hin und her. Radfahrer verlassen mit Meldungen nach allen Richtungen hin die Kaserne. Packwagen werden mit dem Letzten bepackt, sie werden bespannt. Reiter laufen mit den Sätteln über den Köpfen, überall Kommandos, Rufe, Fluchen und Schreien. Man glaubt sich am Vorabend einer Besichtigung.

Jetzt kommt mein Unteroffizier.

„Dritter Zug, vierunddreißig Mann, im Sattel, mein Leutnant. Nichts Neues!" Ich halte eine kurze Besichtigung der Männer und Pferde ab. Alles ist in Ordnung und fertig zum Aufbruch. Dann geh ich zu meinem Capitaine, und wir

plaudern mit den Kameraden ein wenig von den letzten Ereignissen.

Bald darauf trifft ein Stabsoffizier ein und überbringt unserm Oberst den Befehl zum Ausmarsch.

Wir steigen zu Pferde, rangieren uns zur Kolonne zu vieren und reiten ab. Es geht hinaus zum Faubourg Pavé, dann halten wir die Straße von Etain. Wie hat sich in so wenigen Stunden der Anblick des Landes verwandelt! Überall fühlt man schon die Nähe des Krieges. Rings um die Forts sind Männer damit beschäftigt, Gräben auszuheben und Buschholz niederzuschlagen. Auf den Feldern in der Nähe der Straße und in den Dörfern halten die Bauern bei unserm Durchmarsch in der Arbeit inne. Sie scheinen traurig und in ihr Schicksal ergeben.

„Vorwärts, mutig, meine Kinder, und - auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?" so rufen sie uns zu. Die Frauen unterdrücken nur mühsam ihr Schluchzen.

Unsere Soldaten sind zweifelsohne durch all das beeindruckt. Sie markieren Fröhlichkeit, singen die Marseillaise, alte Reiter- und Husarenlieder, mit einem Wort, sie wollen die Mütter und Frauen beruhigen.

„Sei doch still, Mutter, du wirst ihn schon wiedersehen, deinen Sohn", so rufen sie im Vorbeireiten und geben sich alle Mühe, zu lachen.

Der Marsch geht unter einer stechenden Sonne über Spincourt bis nach Noillon-Pont. Dort machen wir unsern ersten Halt, und unsere Leute glauben sich noch immer wie im Manöver. Sie laufen sorglos in das Dorf, zerstreuen sich in den Häusern und scherzen mit den Einwohnern. Sie können sich noch nicht vorstellen, daß die Lage sehr ernst ist.

Inzwischen, trotzdem der Krieg noch keineswegs erklärt ist, ja noch nicht einmal die Mobilmachung selbst verfügt wurde, beginnen bereits die ersten Gerüchte zu kreisen. Die Deutschen haben die Grenze überschritten und marschieren auf Stenay. Feindliche Reiter sind schon in Audun le Roman gesehen

worden und ähnlicher Unsinn, den ich gar nicht behalten konnte. Es gilt vor allem, kaltes Blut zu bewahren. Offiziere und Mannschaft. Krieg? Noch glaubt niemand ernsthaft daran.

Die Nacht vergeht ohne Zwischenfall. Am 1. August, 5.30 Uhr, verlassen wir Nouillon-Pont und kommen nach Billy-sous-Mangiennes.

Bevor wir in den Ort einreiten, versammelt der Oberst die Offiziere und teilt uns mit, daß wir jetzt zum Grenzschutz gegen Deutschland gehören. Er gibt schnell die Befehle für die einzelnen Eskadrons. Die 4. nimmt am Westausgang des Dorfes Stellung und hat die Aufgabe, ihn im Fall eines plötzlichen feindlichen Kavallerieangriffs zu verteidigen.

Wir sollen also als die ersten die Preußen sehen, wir werden auch die ersten sein, die die Feuertaufe erhalten!

Ich reite im Galopp zu meinem Zug zurück, um ihm Mitteilung von diesen erfreulichen Neuigkeiten zu machen. Ich richte an meine Leute einige Worte, um ihnen unsere Lage und unsere Aufgabe klarzumachen. Da spüre ich plötzlich mitten in meinen Worten ein gänzlich neues Gefühl für meine Reiter, ein Gefühl, das beherrscht wird von einer gewissen Unruhe. Wie wird mein Zug morgen aussehen? Welche Haltung wird er bei einem Treffen gezeigt haben? Was wird am Ende dieses Krieges von meinen Vierunddreißig übrig sein?

Ein Kommando unterbricht meine Gedanken.

„4. Eskadron! Kolonne zu vieren, vorwärts, marsch!"

Wir rücken in unsere Quartiere und richten uns ein. Der 2. Zug (Leutnant Choisy) ist bestimmt, den Ortsausgang zu besetzen.

Am Mittag sind alle Offiziere der 2. Husaren bei der Mahlzeit vereinigt. Die Unterhaltung ist heute besonders lebhaft, man verspürt gänzlich neue Gefühle. Es ist eine Mischung von Freude und Unruhe. Überlegungen und Fragen kreuzen sich.

„Also, meine Herren, das wäre nun der Krieg!"

„Der Krieg? Denkt Ihr? Wir gehen nur für einige Tage feldmarschmäßig hier an die Grenze. Aber nichts wird geschehen, alles wird sich wieder einrenken."

„Was wird Italien im Falle eines Konfliktes tun?"

„Und England?"

„England? Das ist gezwungen zu marschieren, und es wird marschieren, es ist sein Interesse. Es kann nicht zusehen, wenn sich Deutschland in Antwerpen niederläßt." So geht es hin und her. Bei der Nachtmahlzeit ist die Unterhaltung fast noch lebhafter.

„Jaurès ist ermordet worden."

„Die Italiener streiken im Hafen von Briey."

„Tausende französischer Elsässer überschreiten die Grenze, um sich für Frankreich einschreiben zu lassen."

„Védrines und Garros haben sich bereit erklärt, sich zu opfern und die Zeppeline zu rammen."

Die allgemeine Aufregung wird derart, daß meine Leute mir plötzlich ein Luftschiff melden. Sie hören es, sie sehen es, sie beschreiben es mir ganz genau am Himmel. Nur ich bemerke nichts davon.

Nur die Sterne funkeln, und die langen Lichtstrahlen der Scheinwerfer von Verdun durchfurchen die Weiten des Himmels. Die Nacht ist genau so ruhig wie die vorausgegangenen, und diese Ruhe der Natur steht in einem schroffen Gegensatz zur Aufgeregtheit dieses kleinen Erdenwinkelchens, das sich Billy-sous-Mangienes nennt.

Es ist spät, schon sehr spät in der Nacht, als ich mich in einer Scheune niederlege. Aber ich kann nicht einschlafen. Ich denke an meine Familie, die eingeschlossen in einem kleinen Alpenort sitzt, ich denke an die Erregungen im Innern des Landes, an den Krieg, den man nun für unabwendbar hält. Was wird morgen sein?

Am Sonntag, dem 2. August, gehen wir zur Messe. Die Kirche bietet ein fremdartiges Bild. Es ist wie ein Mosaik von Uniformen aller Farben. Es ist eine Mischung aller

Waffengattungen, von Kürassieren mit ihren Kürassen, Dragonern in schwarzen Röcken und uns Husaren in Hellblau. Das Kirchenschiff ist übervoll, bis vor den Eingang drängen und drücken sich die Soldaten.

Wir sind noch nicht mal mobil, nur im Grenzschutz, und wie gewaltig ist schon die Zahl der Bekehrten! Ich ziehe mich zurück. Hinter mir sehe ich meine Leute, Arbeiter, Handwerker, Bauern aus Belleville, aus Pantin, aus Bobigny, wie sie, völlig hingegeben, sich sammeln, Gebete murmeln. Ich hätte es niemals gedacht, wie angesichts der Gefahr Männer so ungeniert reinen Tisch mit dem Vergangenen machen würden und sich bekehrten!

Die Messe ist zu Ende. Wir stehen auf dem Kirchplatz in kleinen Gruppen und Grüppchen und sind umgeben von den furchtsamen und neugierigen Bauern.

Plötzlich kommt Bewegung in diese buntscheckigen Gruppen und Grüppchen. Das Schlagen einer Trommel wird hörbar, man drängt hinzu. Der Maire, ein alter Biedermann mit weißen Haaren setzt seine Brille auf die Nase und verliest mit weithin schallender Stimme:

„Befehl der Allgemeinen Mobilmachung!

Durch Verfügung des Präsidenten der Republik ist die Mobilisation der Streitkräfte zu Lande und zu Wasser befohlen worden sowie die Beschlagnahme von Tieren, Fahrzeugen und Geschirren, soweit sie zur Ausrüstung der Armee notwendig sind. Der erste Tag der Mobilmachung ist Sonntag, der 2. August."

Jetzt konnte kein Zweifel mehr sein – das war der Krieg!

Ich sagte dieses Wort vor mich hin, wiederholte es mir. Als Offizier hätte ich glücklich darüber sein müssen, aber in mir stürzte plötzlich alle Freude der bisherigen Tage zusammen, eine fremde Traurigkeit befiel mich. Wie wird der Krieg sein? Was wird mit meinen Eltern geschehen, was mit den friedlichen Familien hier auf dem Lande? Welche Zerstörungen werden die Städte zu erleiden haben, wenn wir,

wie man annimmt, 10 Kilometer zurückgehen, um der Welt unsern friedlichen Willen zu zeigen?

Endlich, und vor allem, habe ich Furcht, Furcht zu haben! Welches würden meine Eindrücke sein im ersten Kampfe? Welche Haltung würde ich bewahren unter Kugeln und Granaten, vor meinen Leuten, die ihre Augen fest auf mich richten und ihr Urteil über mich in zehn Minuten endgültig fällen würden? Tausend Fragen beschäftigen mich.

Jetzt bin ich ungeduldig, daß das erste Treffen stattfinden möge. Ungeduldig nicht mehr aus Begeisterung, aber vor Wissensdrang. Es wird für mich eine Probe sein, ein Beweis, den ich sehr bald abzulegen hoffe. Auf dem Posten sein, das ist es! Ich verjage alle meine Bedenken und Zweifel und mische mich wieder unter die Kameraden.

Es kommen Radfahrer ins Dorf aus den benachbarten Orten. Sie verkünden bei ihrer Durchfahrt unwahrscheinliche Neuigkeiten und bringen Zeitungen, die man ihren Händen entreißt.

Am Mittag löse ich meinen Kameraden Choisy am Ortseingang ab.

Jetzt bin ich es, dem die Wache anvertraut ist. Von der Höhe eines Turmes aus werde ich beobachten und wachen, während sich meine Kameraden vertrauensvoll ausruhen.

Ich mache mich mit den Einzelheiten meines Postens bekannt. Es ist ein nettes Haus mit einem Garten, von Mauern umgeben. Im ersten Stockwerk setze ich einen Beobachtungstrupp an. Von hier aus hat man einen umfassenden Blick nach Westen. Zwei andere Posten stelle ich hinter die Mauer, von wo aus wir ein prächtiges Zielfeld haben, einen anderen Posten wieder stelle ich draußen auf die Straße hinter die Sperre von Wagen, Kisten und Tonnen.

Ich selbst konnte bei alledem nicht untätig bleiben. Bis zur Nacht ging ich umher, stieg zum ersten Stockwerk hinauf, um meine Beobachter zu kontrollieren. Ich ging zu meinen Schützen, die geduckt im Graben der Straße lagen, und

forschte den Horizont mit meinem Glase ab, immer in der Hoffnung, eine Eskadron, eine Patrouille, Aufklärer des Feindes zu erblicken. Aber die Sonne ging zur Neige, die Nacht brach hernieder, und nichts erschien als die Schatten der Bäume unter dem Himmel.

Gut, es ist also noch nicht heute, daß ich die Probe bestehen werde!

Ich bespreche mit meinem Unteroffizier die Maßnahmen für die Nacht und versuche dann zu ruhen. Aber es ist unmöglich. Aus allen benachbarten Gegenden kommen jetzt gruppenweise Reservisten, die ihre Truppenteile suchen. Viele von ihnen haben die eigentliche Mobilmachung gar nicht erst abgewartet und sind bereits 25 bis 30 Kilometer zu Fuß marschiert, um nach Billy zu kommen. Ich sehe mir diese Leute gut an. Sie sind alle gefaßt, man hört keine betrunkenen Stimmen, kein Geschrei oder Aufschneiden. Sie sind alle ergeben und sprechen diese Worte, die ohne Unterlaß wiederkehren:

„Ach, nun ist es genug, wie sie uns gereizt haben. Das muß jetzt aufhören."

Unter die Reservisten, diese Kämpfer von morgen, mischen sich jetzt Frauen, Kinder, alte Männer, die Pferde und Vieh vor sich hertreiben, um sie abzuliefern. Während vier Stunden verbleibe ich an meiner Sperre, um diesen Menschen Auskünfte zu geben, sie zu beruhigen. Dann gehe ich auf mein Zimmer und werfe mich auf das Bett. Draußen hält der traurige Vorbeimarsch an, und zum ersten Male erscheint mir der Krieg mit einem neuen Gesicht, einem scheußlichen, grausamen Gesicht.

Wo sind meine Träume geblieben vom Angriff, den Säbel in der Faust, meinen Zug Chamborant-Husaren hinter mir? Wo sind meine Träume vom Kriege, der Einzug in Lothringen, ins Elsaß, der begeisterte Empfang. Und dann die triumphale Heimkehr, dieser gewaltige Siegeszug über die Champs Elysées? Ja, was wurde aus all diesen Träumen?

Gerade beginne ich einzuschlafen, da reißt mich ein heftiges Klopfen an der Tür wieder hoch. Mein Unteroffizier tritt ein.

„Herr Leutnant, Sie müssen unbedingt zu einem Reservisten da draußen kommen."

Ich erhebe mich von meinem Bett und gehe beim schwanken Schein einer Laterne zur Sperre. Da sehe ich eine Bäuerin. Sie ist noch ganz jung, hat ein Kind im Arm, ein anderes klammert sich an ihren Rock. Sie wendet sich an mich.

„Herr Offizier ..."

Aber ihr Mann unterbricht sie.

„Ich bitte Sie, Herr Leutnant, sagen Sie ihr doch, daß sie jetzt geht. Sie hat noch 6 Kilometer durch die Nacht zu pilgern mit den beiden Kindern, bis sie wieder zu Hause ist. Sie kann sich nicht trennen, verstehen Sie, und dann - sie ist ja noch so jung."

Ich versuche einzugreifen.

„Madame, ich bedauere, aber meine Befehle sind ganz deutlich. Ich darf Sie hier nicht durchlassen. Seien Sie tapfer. Die Mobilmachung ist noch nicht der Krieg, in einigen Tagen wird Ihr Mann vielleicht zurückkommen."

Da springt der Mann plötzlich wie ein Verrückter auf, umarmt seine Frau und seine Kinder. Dann ist er in der Dunkelheit der Nacht verschwunden und läßt mir hier an der Sperre seine halb ohnmächtige Frau zurück, die die Tränen nicht länger zurückhalten kann. Und seine kleine, verängstigte Tochter wiederholt mit jenem kindlichen Eigensinn, dem man nicht zu antworten vermag, wieder und wieder:

„Mutter, Mutter, ist es wahr, daß sie den Vater töten werden?"

Wie voller Schmerzen waren diese Tage und Nächte zu Anfang August 1914!

H. de Rolland

Der Monat der blutigen Ernte

August 1914 – das war für mich und die meisten Franzosen die Zeit, da die Kämpfe begannen, die durch vier lange Jahre dauern sollten. Heiß waren diese Tage, die eine so blutige Ernte brachten. Die Erinnerung an sie ist so eindringlich wie je. Es ist nicht, als lägen nun fünfundzwanzig Jahre dazwischen. Glutheiße Tage, goldene Sonne über den gelben Getreidefeldern, weiße Schrapnellwölkchen am blauen Himmel und in den Nächten die glutroten Fackeln brennender Dörfer, so war uns der August 1914.

Seit dem 6. August 1914 zogen wir vom 304. Infanterieregiment durch die Ebenen der Maasgegend, über die Flächen von Woevre. Es war jetzt das erstemal, daß wir uns einer Stadt näherten. Welche Freude empfanden wir bei dem Gedanken, daß wir nach diesem endlosen Marschieren nun endlich wieder Straßen mit Bürgersteigen sehen würden, Geschäfte. Es hieß, wir würden in guten Quartieren einige Ruhetage bekommen.

Fünfzehn Tage lang waren wir in diesem heißen August unter der sengenden Sonne im Staube der Straßen marschiert, unsere Nächte hatten wir auf den Feldern verbracht, jetzt waren wir mehr als ungeduldig, daß uns das freundliche Städtchen Etain aufnähme.

Unser Einmarsch vollzog sich tadellos. Ein jeder setzte seinen Ehrgeiz darein, sich der Bevölkerung und auch den Kameraden von den anderen hier im Quartier liegenden Truppen nur von der besten Seite zu zeigen. Dieser Wetteifer zwischen

den Regimentern und vor allem auch zwischen den verschiedenen französischen Armeeabteilungen bestand stets, ohne daß dabei die Führung etwa hätte nachzuhelfen brauchen.

Unser 304. Regiment nahm seinen Einmarsch am Spätnachmittag des 23. August. Das Städtchen Etain hatte seit dem Beginn der Feindseligkeiten schon so manches Regiment beherbergt. Trotzdem der Krieg mit allen bisherigen friedlichen Gewohnheiten dieser reichen Kantonshauptstadt aufgeräumt hatte, beklagten sich doch deren Einwohner nicht. Sie waren alle Kaufleute oder wurden es doch durch die Umstände, die Soldaten aber waren ihre besten Kunden.

Nachdem die Quartiere einer kurzen Musterung unterzogen und für gut befunden worden waren, belebten sich die Bürgersteige der Straßen mit einer fröhlichen Soldatenheit, die glücklich war, endlich wieder Beziehungen zum gewohnten bürgerlichen Leben aufnehmen zu können.

Leider war aber dieses Hochgefühl nur von kurzer Dauer, denn schon zur Zeit des Abendbrotes kam der Befehl zum Sammeln. Die Bestürzung war ganz allgemein, besonders stark aber bei denen, die sich schon einen guten Vorrat an schönen Sachen erstanden hatten, die nun nur Tornister, Feldflasche und Brotbeutel unnütz beschwerten. Die Belastung unserer Infanteristen hatte auf diese Weise etwa ihr Höchstmaß erreicht, als das Regiment Etain auf der Straße von Longuyon mit unbekanntem Ziel verließ. Die nördliche Richtung, die wir einhielten, täuschte unsere Alleswisser nicht. Diesmal schien der langerwartete Zusammenstoß mit größeren deutschen Einheiten tatsächlich unmittelbar bevorzustehen. Dieser Gedanke beschäftigte uns sehr, und so kamen wir schneller über unser Bedauern an der so jäh unterbrochenen Gastfreundschaft von Etain hinweg.

Es wurde ein ermüdender Nachtmarsch, der nur unterbrochen wurde von einer kurzen Rast im Straßengraben, wenn wir die Züge der armen Flüchtlinge aus den Dörfern von vorne durchließen. Die Befehle für das Instellunggehen

der einzelnen Regimenter der Division waren unbestimmt. Sie verlängerten unsern Marsch unnötig und nahmen uns viel von der Ruhezeit auf den abgeernteten Feldern. Wir hatten kaum Zeit, uns aus Garben einen kleinen Schutz zu bauen, da kam schon von neuem der Befehl zum Umschnallen, und es ging weiter.

Wir waren abgemattet und todmüde, als wir endlich im Morgengrauen den Ort erreichten, der für das Regiment bestimmt war. Meine Kompanie, die 17., hatte sich auf dem Rand eines Grabens gelagert, der unterhalb eines Bahndammes entlanglief. Die meisten der Leute schliefen, einige unterdrückten ihre Müdigkeit und nahmen eine Bestandsaufnahme ihrer Schätze aus Tornistern und Brotbeutel vor.

Die Sonne kam dann schnell am waldigen Horizont hervor. Ihre Strahlen schienen bald unerbittlich auf unsere Köpfe. Wir hatten jetzt Gelegenheit, ein selten schönes und anziehendes Bild zu betrachten, das uns die aufkommende Sonne entschleiert hatte. Noch in frischen Farben erglänzte rings das Grün von Wiesen und Wäldern, gelb standen die Felder, und über uns wölbte sich das klare Blau des Himmels, das nur hier und da durch plötzlich auftauchende, kleine weiße Schrapnellwölkchen unterbrochen wurde.

Der kleine Flecken, der vor uns lag, hieß Spincourt. Er ist entzückend gelegen am Fuße einer Reihe von mit Wäldern gekrönten Hügeln, ein Flüßchen durchläuft es in seiner ganzen Länge. Dieser schöne Blick, den uns die Natur schenkte, versetzte uns in eine Art Glückseligkeit und ließ uns im Augenblick völlig unsere eigentlichen Aufgaben vergessen. Es war wie immer im Hochsommer, diese herrliche französische Landschaft, dieses Dörfchen, dessen spitzer Kirchturm die eng zusammengedrängten Häuser überragte. Er schien uns ganz nahe, nur einen kleinen Spaziergang entfernt, den man vergnüglich bummeln könnte. Dazwischen lagen nur ein paar hundert Meter einer grünen Wiese, und dann kam eine Straße, an deren Rändern kleinere Getreideschober standen.

Es war wirklich das prächtige Bild einer schönen Landschaft im August, wir waren eben auf dem Lande, wie in den Ferien.

Plötzlich aber wurden wir in die Wirklichkeit zurückversetzt. Diese gelben Getreideschober an der Straße waren ganz ausgezeichnete Richtungspunkte für die feindlichen Beobachter, sie und die Wiese ein wunderbares Zielfeld zum Einschießen für die feindliche Artillerie. Schon schlug es ganz nahe zu unserer Linken in eine Gruppe von Stabsoffizieren einer Artilleriebrigade ein. Deckung. Wir begannen zu begreifen, was uns in dieser schönen Augustlandschaft erwartete.

Endlich kam auch für uns das Signal zum Vorrücken. Die Sonne war höher und höher gestiegen, unser „Bummel" nach Spincourt begann. Vier Stunden lang sprangen wir in kurzen Sätzen unter dieser brütenden Sonne vor, im heftigen Feuer von Gewehren und Maschinengewehren. Kaum lagen wir für Sekunden, lehnten wir den Tornister vor uns an etwas Erde zur Deckung. Dann ging es weiter vorwärts. Trotzdem hatte unsere Kompanie glücklicherweise nur geringe Verluste. Mit den Augen von zum Tode Verurteilten musterten wir die ersten Häuser am Eingang des Dorfes als des Hafens, dessen Schutz wir mit allen Kräften entgegenstrebten. Einige Kälber und Ferkel entwischten drüben aus irgendwelchen Ställen und brachten durch ihr Gehopse einige Lustigkeit in unsere Reihen.

Nachdem dann die gefahrvolle Zone hinter uns lag, hatten wir noch einmal kurz Gelegenheit, die zurückgelegte Strecke zu überblicken. Wie anders sah diese große Wiese jetzt für uns aus. Überall lagen auf ihr Käppis und rote Hosen; wie blutiger Klatschmohn, unbeweglich für immer, so ruhten die armen Kameraden in dem weiten Grün.

Nachdem wir dann auch noch die Brücke überschritten hatten, fand sich die Kompanie schnell wieder auf der Hauptstraße und auf dem Platz vor der Kirche zusammen. Wir

hatten irgendwelche Besetzungen abzulösen. Mit ein paar Mann ging ich auf Patrouille. Hinter der Kirche wogten von neuem die goldenen Wogen des Getreides. Es gab hier keine Hecke, keinen Zaun auf diesem Kirchanger, hinter denen wir hätten Deckung nehmen können, und die Kugeln pfiffen ringsum mit ihrem fatalen Gesums, das wie voll verhaltener Wut war. Da wir die Tornister abgelegt hatten, waren wir glücklicherweise einigermaßen beweglich, und endlich stellte ich auch fest, wo der Offizierbeobachter vom 330. Regiment am Dorfrand saß, den ich vorübergehend abzulösen hatte. Die deutschen Kräfte gingen jetzt geballt vor auf einer Front, die sich im Nordosten von den Hügeln bei Montmédy bis nach Orne und der Höhe von Briey im Südwesten erstreckte. Der zweite Abschnitt der Ardennenschlacht begann sich zu entwickeln. Unsere Aufgabe war, den Feind und seinen Vormarsch aufzuhalten.

Inzwischen hatte sich das Bataillon gesammelt, und nach einer Musterung wurden die Verwundeten in die Kirche geführt oder getragen, die zu einem Verbandsplatz hergerichtet worden war. Wir erhielten dann den Befehl, über den Bahnhof hinaus weiterzumarschieren.

Langsam begann sich die Sonne zu neigen. Ein heißer Kampftag liegt hinter uns, aber jetzt wird es hinein in die Hölle gehen, wie es die Leute wissen wollen. Kaum haben wir den Bahnhof überschritten und sind aus dem Schutz der letzten Häuser heraus, da werden auch die Feuerüberfälle wieder heftiger. Ein schwerer Einschlag wirft uns auf den Abhang eines Hügels. An meiner Seite fällt ein Mann tot zu Boden, er war ein braver Bauer, der mit mir aus der Normandie abmarschiert war.

Als es wieder ruhiger geworden war, rückten wir bis zu den Getreidefeldern vor. Hier sollten wir den Befehl abwarten, nach dem wir uns auf den bisher so gut wie unsichtbar gebliebenen Feind werfen sollten.

Diese Deckung hinter den hohen Garben war nur ein recht

trügerischer Vorhang für unsere Sicherheit. Unsere ermüdeten Leute aber legten die Tornister ab. Sie waren recht mitgenommen durch die Strapazen des Tages, sie waren wie in Schweiß gebadet von der Sonne des heißen Augusttages, und mit ihrem Sinken begannen sie beinahe zu frieren. Als die Sonne am Horizonte verschwand, da flammten die gewaltigen roten Fackeln brennender Ortschaften am nächtlichen Himmel auf. Es loderte das Gesicht des Krieges.

Die Patrouillen weckten von Zeit zu Zeit kurze Feuerstöße. Je mehr sich die Dämmerung herniedersenkte, desto blutiger wurden die Fanale am Himmel. Unsere Männer sahen unruhig nach der Seite, wo der Feind stand. Verwundete riefen aus den Gräben der Straße um Hilfe.

Dieser Krieg sah anders aus als unser Umherziehen in der Woevre-Ebene.

Und dann wurde es stiller und stiller. Die Ruhe war doppelt lastend nach dem Feuer der Geschütze. Selbst die Rufe der Verwundeten aus dem Korn wurden leiser, angstvoller und verzweifelter. Die Nacht umhüllte schwer Menschen und Dinge, und damit auch ihr Sterben.

Dann schwieg alles. Die Ruhe war tief und geheimnisvoll. Unruhe, selbst Furcht nahm von einigen unserer Leute Besitz. Die Soldaten drängten sich unwillkürlich näher aneinander, ihre Augen spähten durch die Nacht. Nur die Gegenwart der Kameraden war tröstlich und milderte die seltsame Spannung dieser Dunkelheit.

Da stiegen mit einem Male von der anderen Seite unserer hohen goldenen Mauern Stimmen auf. Geordnet, gemessen, im Chor. Nach und nach, fester und näher, ertönte dieser Gesang, nahm zu an Kraft. „Deutschland über alles" schallte es weit über das nächtliche Feld. Wuchtig, in hartem Rhythmus, so stieg die deutsche Ruhmeshymne auf in das Dunkel.

Da erwachte der französische Stolz, der plötzlich im tiefsten verletzt war. Der Poilu fand im Nu seine alte Unerschrockenheit wieder. Er will diese Herausforderung zurückweisen,

schon formt sich die Marseillaise auf seinen Lippen. Aber der Capitaine erkennt die Gefahr, er läßt den Befehl durchsagen, daß alles zu schweigen habe, um die Stellung nicht zu verraten. Welche Schande, denken wir.

Zwei Strophen singen die drüben, irgendwo hinter den goldenen Mauern. Sie fürchten sich nicht, ihre Stellung zu verraten. Unsere Leute bersten vor Wut. Welch gewaltiges Bekenntnis würde die Marseillaise aus ihren Herzen sein! Aber als es dann drüben ruhig wird, glätten sich auch ihre Gesichter wieder. Sie strecken sich zum Schlaf, die letzten Töne des wuchtigen Liedes noch in den Ohren.

Auch mich verläßt diese Melodie nicht mehr, wie ich so liege. Ich denke an das, was wohl der morgige Tag bringen wird. Mir in den Mund wächst eine überschwere Ähre, deren Schnitter Tod und Verderben sein wird.

August 1914, diese Nacht im Ährenfeld, diesen Abendchoral von drüben, ich werde ihn niemals vergessen. Und des Tages darauf hielt dieser Monat der blutigen Ernte auch unter uns seine Umschau. Wie viele erlebten nur diesen einen Monat des Krieges, unter dem sie blieben. Im Grün, zwischen goldenen Ähren. Ihrer denke ich, ihnen gilt meine Huldigung, den Kameraden vom Regiment 304, von der 107. Brigade, von der 54. Division, ihnen allen, die im August 1914 den Tod fanden. Camille Delétang

Taschentücher

Wenn ich heute zurückdenke an jene Tage des August 1914, da sich der Weltbrand entfachte, sehe ich aus meiner guten Heimatstadt Nancy nur immer ein Bild, höre ich einen Ruf, die sich durch all die schrecklichen Jahre in mir erhielten.

Der August 1914 wird in dieser Stadt wohl kaum anders sich abgespielt haben als überall in den Provinzen. Wir vom Departement Meurthe et Moselle lagen weit heran an den Gebieten, um die die ersten Waffengänge gingen. Unsere kleine Altstadt war erfüllt von den Gesprächen, den Meinungen der Bürger. Die Gerüchte jagten einander, niemand konnte schon mehr zwischen wahr und unwahr unterscheiden. Die seltsame Stimmung dieser ersten Kriegstage ließ die Köpfe unklar werden, sie trübten den hellen Blick, man war ganz gefangen von dem ungeheuren Geschehen, dessen wir Zeuge wurden.

Auf dem Bahnhof folgte ein Zug mit Verwundeten dem anderen. Ich hatte hier Dienst zu versehen und nahm so teil an dem unendlichen Jammer, der aus den Wagen dieser unglückseligen Züge quoll. Man sah sie, unsere tapferen Soldaten, wie sie bleich, ermüdet und niedergeschlagen an den Fenstern saßen. Graue Verbände, oftmals von durchsickern-

dem Blut gesprenkelt, bedeckten ihre Köpfe und Arme. Geistliche, Ärzte, Damen des Roten Kreuzes liefen auf den Bahnsteigen bei ihrer Ankunft aufgeregt hin und her. Sie schleppten Kannen mit Kaffee und Bouillon, Tabletts mit Brot und Süßigkeiten.

Zumeist war der Aufenthalt auf unserm Bahnhof nur kurz. Die Fahrt der Unglücklichen ging weiter hinein ins Land. Ihre Fragen galten immer wieder dem Ziel ihrer Jammerfahrt, ohne daß zumeist ein Mensch ihnen hätte genaue Auskunft geben können. Ein wenig teilnahmslos, abgemattet saßen sie so in ihren Wagen, diese Leichtverwundeten, während die Schweren sich auf ihren Lagern in Schmerzen und im Fieber wanden. Zu allen kamen unsere Helfer und Helferinnen aus der Stadt und brachten ihnen ihre Gaben. Rückten ihre Kissen, die Ärzte übersahen noch einmal ihre Verbände, ein jeder tat, was ihm in solcher Lage zu tun blieb. All unsere Herzen gehörten diesen Tapferen, wir eilten, jeden Wunsch ihrer Augen zu erfüllen.

Mitten im Tumult eines solchen Aufenthaltes von Lazarettzügen auf dem Bahnhof, wenn alles geschäftig hin und her eilte und ein jeder nur Augen und Sinn für unsere Braven hatte, bemerkte ich wieder und wieder in diesen Augusttagen eine alte Frau. Sie war ärmlich gekleidet, hager, und in ihrem Gesicht stand so manche eigene Schmerzensgeschichte geschrieben. Und diese Frau drängte sich, anfangs ein wenig furchtsam, durch das Getümmel hin zu den Wagen. Dann ging sie deren Reihe ab und rief mit halblauter, einladender Stimme immer wieder diesen einen Spruch:

„Taschentücher! Wer will ein sauberes Taschentuch?"

Erst stutzten die Soldaten an ihren Türen und Fenstern, dann riefen sie: „Hier, Großmutter, ein sauberes!"

„Und hier."

„Mir auch."

Es konnte kein Zweifel sein, das Angebot dieser alten Frau fand viel Gegenliebe. Wer dachte wohl auch sonst außer ihr in diesem mächtigen Getriebe an so eine kleine Nebensächlichkeit wie an ein sauberes Taschentuch!

Sie aber dachte daran. Tag und Nacht.

Kam auf unsern Bahnhof, immer wenn die traurigen Züge hielten, und ging die Wagen ab.

„Taschentücher! Wer will ein sauberes Taschentuch?"

„Hier, Mutter, hier!"

„Gut, gib mir das alte."

Bald kannten wir alle dies brave Mütterchen. Wir nannten sie: die „Mutter mit den Taschentüchern". Ihre Geschichte aber ist kurz erzählt.

Sie wohnte in einem der kleinen Häuschen der engen Altstadtgassen. Im Erdgeschoß. Ihr Mann war schon seit langem verstorben, der Sohn, den sie von ihm hatte, stand nun seit Wochen schon oben an der Grenze nach Belgien zu bei den Jägern. So war sie ganz einsam, und arm. Ihr Herz aber drängte sie, etwas für die Kameraden ihres Sohnes zu tun, für die Söhne Frankreichs. Und da sie diesen armen Kindern nichts anderes zu geben vermochte, hatte sie sich selbst diesen Dienst bestimmt.

Sie war unermüdlich, bei Tag und bei Nacht. Wenn sie des Mittags die Wagenreihen abging, saubere Taschentücher verteilte und die schmutzigen einsammelte, dann merkte ihr keiner

an, wie sie die Nacht über am Bottich über diesen schwarzen, zerrissenen, blutbefleckten Tüchern gestanden hatte. Sie wusch und trocknete, plättete, ja flickte die schlimmsten wieder zusammen. Ihre armen alten Hände waren ganz rot und offen von der Seifenlauge und dem ewigen Wasser. Aber sie wusch, machte die Taschentücher zurecht und schichtete sie dann in den Henkelkorb, mit dem sie zum Bahnhof kam.

Wir wußten nicht einmal ihren Namen. Sie blieb die „Mutter mit den Taschentüchern", und es geschah wohl zuweilen, daß der Posten am Ausgang salutierte, wenn sie mit ihrem Korb kam.

Das war das wahre französische Mutterherz, das sich hier für die unübersehbare Schar der armen Söhne aufopferte. Sie bekam keine Medaille und keine Ansprache. Kein Geld und keine Belohnung. Wenn aber die Soldaten freudig ihre Tücher aus ihrer Hand empfingen und ihr Dank sagten, dann war dies ihre schönste Belohnung. Und nur der, der selbst einmal so eine Unglücksfahrt mit schmerzender Wunde und wirrem Kopf, bei ewigem Rattern der Räder und tausend Unbequemlichkeiten mitgemacht, weiß, was in solchen Augenblicken selbst so eine Kleinigkeit wie ein sauberes, kühles Taschentuch bedeuten kann.

Viele hundert Poilus haben unserer Mutter mit den Taschentüchern von Nancy ins Auge geblickt, haben ihre Gabe empfangen. Und vielen, vielen von ihnen blieb ihr Bild unvergeßlich.

Ich selbst, wenn ich heute zurückdenke an jene Tage des August 1914, da sich der Weltbrand entfachte, ich sehe aus meiner guten Heimatstadt Nancy nur immer ein Bild, höre

einen Ruf, die sich durch all die schrecklichen Jahre in mir erhielten. Ich sehe und höre vernehmlich nur sie, die gute alte Mutter mit ihren Tüchern. Möglich, daß andere andrerwärts an ihrem Orte Größeres erlebten und in der Erinnerung behielten. Für mich ist diese Frau und die Erinnerung an sie ein Symbol, wie ein Mutterherz, wie Frauenhände auf ihre Art die Wunden zu heilen suchten, die das rauhe Männerwerk schlug. Sie war eine stille Heldin, eine verehrungswürdige Mutter aller verwundeten Soldaten. Von ihr erzählen in der Erinnerung an die ersten Kriegstage ist mir eine Pflicht, eine dankbare Freude, und für viele, die sie vielleicht gleich mir erlebten, ein stummes Eingedenksein an eine tapfere, heldenhafte französische Frau.

André Brunell

Großbritannien

Wir gehen zu den Hochländern

Es gibt in England ein weitverbreitetes Sprichwort, das sagt: „Alte Soldaten sterben nicht", und das soll bedeuten, daß es immer jemand geben wird, der von ihnen zu erzählen weiß. Das mag so sein, wenn nun aber auch ein alter Soldat nie stirbt, so läßt doch sein Gedächtnis oft nach. Der August 1914 aber ist in meinem Gedächtnis noch ziemlich klar bewahrt.

Es war Montag, der 3. August 1914, ein strahlender, sonniger Bank-Holiday, und meine Frau und ich hatten eine kleine Fahrt nach Sutton in Surry, nahe von Croydon, gemacht und hatten eigentlich eine Wanderung nach Banstead Downs vor. Aber die Luft dieses Tages war von Unruhe erfüllt. Auf dem Bahnhof fanden sich kleine Gruppen einander gänzlich Fremder zusammen, die miteinander debattierten. Wird es wirklich Krieg geben, das war die Frage, die alle bewegte. Keiner von allen wünschte den Krieg, aber die Kriegsdrohung lag doch wie der Schatten eines Gewitters über dem Sonnenschein dieses herrlichen Tages. Am Abend sahen wir das 4. Bataillon vom Queen's Regiment, wie es von den jährlichen Übungen von Salisbury Plain nach Croydon zurückkehrte. Ich ahnte noch nicht, daß es gar nicht lange dauern sollte, bis ich in den kommenden Jahren in den verschiedenen Bataillonen dieses Regimentes den Krieg erleben würde.

Die Nachrichten überstürzten sich an diesem Montag. Gerücht folgte auf Gerücht, allmählich klärte sich die Situation durch einen Bericht, nach dem Belgien Hilfe von England erbeten hätte, und durch die Stellungnahme des Außenministers Sir Edward Grey, der beschlossen hatte, daß England in das Geschehen eingriff, wenn die französische Flotte angegriffen werden würde. Man setzte damals noch

große Hoffnungen auf die Bemühungen des Kaisers, des Zaren und unseres Königs, aber auch diese Hoffnungen waren vergebens.

Meine Erinnerungen an die örtlichen Ereignisse während dieser Woche laufen ein wenig durcheinander. Ich sah verschiedene Gruppen von Leuten der Marinereserve, die der Mobilmachungsorder folgten. In einem Land wie England, wo es keine allgemeine Aushebung gab, waren solche Ereignisse besonders außergewöhnlich. Diese Marineleute, die aus allen Himmelsrichtungen und aus allen Lebenskreisen kamen, machten auf mich einen überaus starken Eindruck. Da waren Leute der gut gestellten Klassen vermischt mit den Typen der Arbeiterklasse, unverkennbar stellten sie aber jetzt eine geschlossene Einheit von guter Disziplin dar, die ihrer Pflicht mit viel Humor nachging.

Ich erinnere mich da eines kleinen Zwischenfalles während einer Unterhaltung der Marinereservisten auf dem Bahnhof. Alles war voller Lärm, einige Gruppen der Männer schienen nach alten Kameraden Ausschau zu halten, andere taten sich wichtig und schwatzten, indem sie schon allerlei Lorbeer vorwegnahmen. Überall gab es dazwischen Spaßmacher, die ihr dankbares Publikum fanden. Eine dieser Gruppen stand um einen Zivilisten, scheinbar einen alten Soldaten, einen Veteranen von Südafrika. Der erzählte ganz nach der Art Münchhausens von seinen Kriegserlebnissen und strich sich dabei den aufgerichteten Schnurrbart, der in der britischen Armee nach dem Vorbild des deutschen Kaisers häufig getragen wurde. Von den Seeleuten hatte er bereits den Spitznamen „Kaiser Bill" weg. Er war ganz vertieft in seine Schilderung, wie er damals den Afrikanischen Krieg gewonnen hatte, als ihn ein rauher Seemann unterbrach. „He, Kaiser Bill, erzähle uns mal, wie es Euch schwerfiel, die Ladysmith zu erobern!" Wie ein Blitz kam die Antwort: „Ladymiff, alter Junge, Ladymiff, mich haben die Kugeln dabei nicht getroffen." Der Brave bemerkte in seinem Eifer

gar nicht, wie man mit ihm scherzte. So war die Stimmung ringsum unter den Männern auf dem Bahnhof.

Am 4. August war es dann heraus, daß es Krieg war. Zeitungen berichteten bereits, daß deutsche Ulanen in Luxemburg gesehen worden seien.

An was erinnere ich mich noch aus jenen Tagen? Ich erinnere mich an meine zunehmende Anteilnahme am Geschick Deutschlands, das sich von Tag zu Tag mehr vorbereitete. Einige Jahre hatten genügt, um in England das Telegramm des deutschen Kaisers im Kriege von Südafrika vergessen zu machen, jede Möglichkeit einer Verständigung war nun zerstört. Aber es gab keinen allgemeinen Haß gegen Deutschland. Ich entsinne mich eines farbigen Druckes, der auch in diesen Tagen noch durchaus volkstümlich in England war. Er zeigte die Begegnung von Wellington und Blücher nach der Schlacht von Waterloo.

Ich selbst kannte in Croydon einen Mann, der früher noch an den Treffen der Deutschen Legion in der britischen Armee in Deal in England teilgenommen hatte, und in der Nachbarschaft einen Photographen, der mir oft von seinen Erlebnissen als deutscher Soldat während des Deutsch-Französischen Krieges erzählte. Es war eine lustige Seele. Er trug einen langen Bart und wurde ein besserer Engländer als so mancher geborene Bürger der Königreiche. Der Krieg vernichtete sein Geschäft und brach ihm das Herz. So oder so, als einzelne, gingen wir mit den Deutschen durchaus einig.

Der Ausbruch des Krieges aber beendete alle solchen Überlegungen. Es folgte eine Woche voller Anordnungen, Gerüchte, die Mobilmachung. Die Züge fuhren verdunkelt, wir kannten keine Furcht, sahen aber der Zukunft doch voller Sorgen entgegen. Meine Frau und ich stimmten darin überein, daß diese kriegerische Auseinandersetzung in England sehr schnell die allgemeine Aushebung zur Folge haben würde. Ich verspürte keinen Wunsch, unter solche Aushebung zu fallen, und meine Frau verstand meine Gedanken. Wir

mußten eben alles Bisherige in den Wind schreiben, ich mußte zum Heere gehen. Wir waren noch nicht lange verheiratet und glaubten noch alles vor uns zu haben. Da fiel uns dieser Entschluß doppelt schwer. Aber es mußte sein.

Heute sind es fast Gewissensbisse, wenn ich an jene Tage und an meine Frau zurückdenke. Aber sie war tapfer. Die Frauen haben mit ihrem Harren und Hoffen immer die größten Leiden des Krieges zu ertragen!

Meine Brüder und ich, wir setzten uns zusammen und stellten einmütig fest, daß uns nichts anderes mehr zu tun übrigblieb, als uns anwerben zu lassen. Wir hatten bereits als Schüler im sogenannten „Kadettenkorps" Übungen gemacht, ich hatte zudem in der Landmiliz eine weitere Ausbildung erfahren. So beschlossen wir also, nach London zu fahren und dort bei den Schotten unsere Dienste anzubieten. Mein älterer Bruder fuhr voraus und sandte sehr bald mit einigen begeisterten Freunden die Botschaft, daß auch wir schleunigst nachkommen sollten. Mein jüngerer Bruder und ich sollten uns gleich beim Regimentsstab vorstellen. Als wir aber in London ankamen, fanden wir im Regimentshauptquartier lange Ketten von jungen Männern, die vor den Türen warteten. Ein schwitzender Sergeant-Major begrüßte uns mit: „Haut ab. Kommt morgen wieder für ein zweites Bataillon."

Das gleiche Bild fanden wir überall bei den verschiedenen Regimentsstäben in der Nähe von Buckingham Gate. Dichte Scharen von Männern jeden Alters und jeden Berufes füllten die Straßen, sie kamen zurück vom Aufzug der Horse Guards. Was war hier alles im ersten Anlauf zusammengekommen!

Es war wie ein Meer von Hüten. Da gab es Seidenhüte, Strohhüte, steife Hüte, Kappen, sogar die spitz zulaufenden Mützen der Packträger waren zu sehen, die in ihrer Begeisterung augenscheinlich ihr Lasttragen aufgegeben hatten. Etwas später war dieser Ansturm dann schon geringer, nicht

deswegen, weil es etwa an Bereitwilligkeit gefehlt hätte, man wartete aber doch mehr die Weisungen von oben her ab.

Nach einem Tag fieberhaften Bemühens gingen wir dann von neuem zum Regimentsstab, aber unsere Einschreibung wollte noch immer nicht klappen. Wir waren bereits recht verdrossen und überlegten schon, ob wir nicht bei der Marine unser Heil versuchen sollten, da liefen wir einem Rekrutensergeanten von den Seaforth-Hochländern direkt in die Arme. Der war sofort begeistert von uns, da wir große Kerle waren, und es dauerte nun gar nicht mehr lange, da standen wir ausgezogen vor dem Arzt. Es waren einige hundert Rekruten gleich uns angetreten, und wir alle hatten eine geheime Furcht, daß zu guter Letzt bei dieser Untersuchung noch etwas schief gehen könnte. Denn in diesen Tagen wies man noch so manchen bei einem ungünstigen Befund wieder ab, was sich später etwas geändert haben soll. Die Hauptsache war damals, daß jeder dieser Rekruten schottischer Abstammung war. Aber es glückte, ich kam ohne Schwierigkeiten am Arzt vorbei. Die Gründlichkeit meiner Untersuchung hatte wohl ein wenig durch einen kleinen Zwischenfall mit meinem Vorgänger gelitten. Das war ein Bärenkerl gewesen, mit einem Brustkasten wie eine ordentliche Schiffskiste. Seine Füße entsprachen seiner Größe, und als er nun vortrat, um gemessen und gewogen zu werden, hatte der Sergeant gewisse Besorgnisse wegen der Schuhnummer geäußert, die ein allgemeines Gelächter hervorriefen. Also, es klappte, ich war angenommen bei den Seaforth-Hochländern. Übrigens waren diese Seaforth-Hochländer die unschuldigen Urheber des wilden Gerüchtes, daß eine russische Armee aus Archangelsk in Schottland gelandet wäre. Das war aber so gekommen. Die Seaforths oder Roß-shire Buffs waren in ihren verdunkelten Zügen, mit denen sie kamen, nach ihrer Truppe gefragt worden. Im breiten Schottisch antworteten sie „von Roß-shire", und das hatten die hier in London verstanden

als „von Russia". So entstanden damals Gerüchte, denen viele Glauben schenkten, so widersinnig sie auch sein mochten.

48 Stunden waren für den Abschied bewilligt worden, dann hieß es einrücken. Wie schnell waren diese Stunden zu Hause vorüber, vom Schmerz des Abschiedes will ich nichts berichten.

In Zivilkleidern marschierten wir zu einem Londoner Bahnhof. Trotzdem es noch früh am Morgen war, bereitete uns die Bevölkerung einen liebevollen Abschied. Am gleichen Tage noch erreichten wir unser neues Bataillon in Bedford, wo die Hochländer-Division zu dieser Zeit stationiert war. Wir erhielten in der Stadt Quartiere. In dem meinen war mein Bruder, der später dreimal verwundet wurde und das Gehör verlor, ein anderer Kamerad, der bei New Chapelle schwer verwundet werden sollte und nicht mehr zum aktiven Dienst zurückkehrte, der Sohn eines bekannten englischen Schriftstellers, der dann als Artillerieoffizier fiel, und ich.

Unsere Quartierwirtin gehörte schon seit Jahren der örtlichen St. John Ambulance an. Meinen Bruder verhätschelte sie seines Alters wegen ganz besonders, im übrigen schien sie uns während unserer Einquartierungszeit wie ein gestrenger Zuchtmeister. Wir mußten unbedingt bei ihr einen Kursus in der Ersten Hilfe nehmen, etwas, was uns tatsächlich später von Nutzen war. Im übrigen versah sie uns mit Wollsocken, die bei den Frauenzusammenkünften in der Stadt gestrickt wurden, ein Brauch, der über den ganzen Krieg anhielt. Diese guten Frauen haben später allen Ernstes den Hochländern angeboten, ihnen wollene Röckchen zu stricken, damit sie es in den Gräben warm hätten. Das aber war für die wilden Hochlandleute eine der größten Beleidigungen, die ihnen widerfahren konnte. Denn sie waren stolz auf ihre Abhärtung und waren nur durch die Erkenntnis von der harmlosen Einfalt dieser braven Frauen wieder zu versöhnen.

Das Exerzieren und die Ausbildung während dieser Tage waren hart und anstrengend. Sie gingen aber schnell vor-

über. Es wurden dann diese Hochländer mit denen aus Schottland zu einer untrennbaren, schlagkräftigen Einheit verbunden. Allerlei Nachrichten vom Krieg gelangten zu uns. Mitte August waren die Deutschen im Besitz von Namur. Wie groß war doch die Dummheit der Zeit und der beiden großen Völker, die, einander verbunden durch das Königshaus und die Rasse, setzt sich gegenseitig an die Kehle wollten!

Mit der Einquartierung in Bedford verbindet sich mir in der Erinnerung noch ein kleines Erlebnis. Während der Kontrolle über unsere Einquartierung durch einen jungen und auffallend hageren Offizier, wollte eine der Quartierwirtinnen sich ihm besonders höflich erzeigen. Sie fragte einen der Soldaten nach seinem Namen. Nun gibt es in der britischen Armee einen Strick, den man „pull-through" nennt und mit dem man an Stelle eines Ladestockes die Läufe der Gewehre reinigt. Der Soldat sagte nun dieser wackeren Frau, daß der Name dieses Offiziers „pull-through" wäre, und als nun der Leutnant mit aller Würde in die Tür dieses Hauses tritt, da begrüßt ihn dessen Besitzerin mit einem lauten „Guten Morgen, Herr Pull-through". Er war aber auch wirklich sehr dünn, dieser Herr. Wir haben insgeheim alle sehr gelacht. Dies Beispiel zeugt von dem Geist, der damals in uns war.

Sonst hätte ich nur noch wenig über den Verlauf des Monats August zu sagen. Das Lager des Quartiermeisters schwoll immer mehr an durch Feldblusen und Decken. Die gelieferten Schottenmützen waren uns meist zu klein. Aber all das wurde mit den Mühen der Ausbildung schnell überwunden. Zwar nicht mehr im August, aber schon im folgenden Monat kamen wir dann fort. Der August 1914 aber hat sich mit seinen kleinen Erlebnissen, die sich im Rahmen des großen Weltgeschehens abspielten, unauslöschlich in meine und meiner Kameraden Erinnerung eingegraben.

Ronald Bannerman

Die Fahrt in den Krieg

In den Tagen, die dem Kriegsausbruch unmittelbar vorausgingen, lag eine seltsame Stille über Schottland. Unser Geschlecht, das in seinen schönsten Jahren vom Gott des Krieges auserwählt werden sollte zu den blutigen Taten, ahnte noch nichts von seinem Geschick.

Ich war gerade achtzehn Jahre und hatte vor kurzem, so jung wie ich war, ein Stückchen Farmland und ein kleines Steinhaus auf der Insel Colonsay an der Westküste geerbt. Mein Besitz nannte sich Slugan, und während die meisten anderen Farmen in der Nachbarschaft verlassen dalagen, weil die jungen Leute von dort es vorgezogen hatten, dies wenig fruchtbare Land zu verlassen, um in andere Teile des Empire zu gehen, liebte ich mein Slugan und war entschlossen, alles für dieses Vätererbe zu tun.

Slugan stand an sich auch nicht hoch im Kurs, es hätte sich so bald kein anderer Liebhaber dafür gefunden. Es war ein buntscheckiger Haufen von Weideland und gehörte der Familie seit den Tagen, als sie wegen der Teilnahme an einem mißglückten Aufstand zu Ende des 17. Jahrhunderts aus dem eigentlichen Mutterlande vertrieben war. Dieser Aufstand hatte auch halbreligiöse Hintergründe und verband sich zudem mit einer der damals üblichen Stammesfehden.

Meine Eltern selbst kamen aus dem Süden Englands, wo mein Vater das Leben eines Bauern in das eines Tierarztes vertauscht hatte. Im Süden hatte ihm an sich eine gute Laufbahn offengestanden, aber es hatte auch ihn nach

Slugan getrieben, wo er sich dann im Schweiße seines Angesichts um den mageren Boden mühen mußte, um ein kärgliches Leben fristen zu können. Mein älterer Bruder war nach Australien gezogen, ein anderer Bruder wieder war Farmer in Kanada. Ich hatte Onkel und Vettern in Neuseeland, in Indien und anderen Teilen des britischen Empire. Die Familie der Campbells von Slugan hatte sich in alle Teile der Welt zerstreut. Ich aber war nun der Besitzer unseres Stammhauses.

Unsere Insel war einstmals von den Wikingern erobert worden. Aus „Colon's Oie" war im Laufe der Zeit „Colonsay" geworden, sie war die Heimat eines Stammes, der gälisch spricht und eine Mischung von keltischem und skandinavischem Blut darstellt. Vor unserm Hause stand noch ein altes Steinmal als Erinnerung daran, daß hier einst die Wikinger in die Flucht geschlagen und dann von der Insel getrieben wurden. Wohl hatte auch ich in mir den Drang nach kühnen Abenteuern in der Weite verspürt, als ich aber Herr über dieses Stückchen Erde wurde, war ich zufrieden, hier auf dieser Insel leben zu können, die so wundervoll im Atlantik gelegen ist und einen prächtigen Blick auf die Berge Schottlands bietet.

Nachdem ich mich entschlossen hatte, hier die Aufzucht eines guten Hochlandrindviehes zu betreiben, machte ich wegen der hierfür erforderlichen Vorbereitungen im Laufe des Sommers 1914 eine Reihe von Besuchen in Oban und Inverneß, den nächstgelegenen etwas größeren Städten auf dem englischen Festland. Bei meinem letzten Besuch hatte ich einen Freund getroffen, der mich für die Hochland-Wettspiele interessierte, die am 3. August in dem kleinen Städtchen Lochgilphead an der Spitze des Fjordes stattfinden sollten.

Aber auch schon kurz vorher hatte sich eine für mein zurückgezogenes Leben wichtige Begebenheit ereignet, die mich zugleich zum erstenmal mit der Politik in Berührung brachte. Es war ein Irländer auf meine Insel gekommen. Wir hatten

uns in der gälischen Sprache miteinander unterhalten. Von ihm hörte ich von unserer Verwandtschaft mit der irischen Rasse, von den Plänen der Iren. Als er gegangen war, blieb ich, erfüllt von rebellischen Gedanken und politischen Träumen, auf meiner Insel zurück. Es waren Unruhen in Nordirland, und beide Teile schienen zum Handeln entschlossen. Von meiner Mutter, einer echten Hochlandsfrau, hatte ich gelernt, daß man die irische Rasse nicht als untergeordnete ansehen dürfe. Die Erkenntnis, daß die Iren und die schottischen Hochländer eine gemeinsame Kultur hatten und Mitglieder derselben keltischen Rasse waren, hatte mich mehr und mehr dazu bestimmt, die Partei der Iren zu ergreifen. So wurde mein kleines Steinhaus der Mittelpunkt einer geheimen, politischen Aktivität. Fremde kamen und gingen auf der Insel. Das blieb auf die Dauer natürlich nicht unbemerkt, und ich wurde vom Festland aus überwacht.

Eines Abends, es war gegen Ende Juli 1914, war ich in die See hinausgefahren, um zu fischen. Mit meinem kleinen Ruderboot war ich schon eine ganz hübsche Strecke vom Lande fort, als ich mich plötzlich von zwei Männern angerufen hörte. Ihre Stimmen kamen klar und verständlich über das ruhige Wasser. Ich konnte aber nicht erkennen, wo die beiden standen, da mich die untergehende Sonne blendete.

Ruhig nahm ich meine Netze ein und ruderte dann zur Küste zurück. Die beiden Männer waren inzwischen an den Strand gekommen, um mich zu erwarten. Zu meiner Erleichterung stellte es sich heraus, daß es zwei junge Irländer meines Alters waren, die gerade mit dem Glasgower Dampfer auf der Insel gelandet waren, der im Hochsommer zwei oder dreimal, sonst aber nur einmal in der Woche die Insel anlief.

Sie teilten mir mit, daß sie geradenwegs über Belfast und Glasgow aus Dublin kamen. Die Unruhen hatten dort tatsächlich ernstere Formen angenommen, und man wollte

wissen, daß die Engländer bereits die Freiwilligen von Ulster bewaffneten. Nun war ein Schiff mit einer Ladung von Handfeuerwaffen aus Amerika im Clyde eingelaufen. Von hier aus wollte man die Waffen auf meine Insel bringen. Später sollten sie dann Fischerboote von Connemara unauffällig nach Irland weiterführen.

Dieses Abenteuer reizte mich sehr, als sie mir aber die Nacht zum 4. August für die Landung der Waffen nannten, da erinnerte ich mich plötzlich, daß ja an diesem Tage die Wettkämpfe in Lochgilphead stattfinden sollten, an denen teilzunehmen ich mich verpflichtet hatte. Zu meinem Glück hielt ich dann die Teilnahme an den Wettkämpfen für wichtiger als die Ereignisse in Irland, und auf meinen Einwand hin wurde der Gewehrschmuggel auf einen späteren Tag in der Woche verschoben.

In der Sonntagnacht kamen noch mehrere Altersgenossen von den anderen Teilen der Insel zu mir. In einem Motorboot setzten wir nach Schottland über. Keiner von uns ahnte auch nur das geringste von den drohenden Kriegswolken, die am europäischen Horizont aufgestiegen waren. Ich war ein richtiges Insulanerkind und hatte eine Eisenbahn erst gesehen, als ich bereits über 14 Jahre alt war. Von meinem gälisch denkenden und sprechenden Vater hatte ich gehört, daß unsere einzigen Feinde die „Sasunnachs", die Engländer, wären. Für meine Mutter kamen dann noch die Papisten hinzu. Deutschland kannte ich kaum dem Namen nach. Früher hatte einmal eine deutsche Malersfrau unsere Insel besucht und hatte hier den ganzen Sommer verbracht, wir hatten sie wie ein Wundertier betrachtet.

Als wir nun nach unserer Bootsfahrt die kleine Stadt betraten, fanden wir sie erfüllt von Erregung vor. Die Männer standen in Gruppen beisammen, erzählten sich auf gälisch die neuesten Nachrichten und stürzten dazu ihre Whiskys herunter. Mich quälte bei allem nur der Gedanke, daß die Wettkämpfe womöglich abgesagt werden könnten, der Kontinent

und die Kriegswirren bedeuteten nichts für mich. Ein dicker Inselmann, Sandy MacTavish, sprach meine Gefühle am besten aus, als er feststellte: „Wir haben mit diesen Zänkereien nichts zu schaffen. Das sind die Taten von Toren, die ihre Völker verführen." Kurz nach Mitternacht gingen wir dann zu Bett.

Es kam der Montagmorgen. Ich hatte gut ausgeschlafen und war zu allem bereit. Da kam die Nachricht, daß die Spiele nun doch tatsächlich abgesagt seien. Mein erster Gedanke war umzukehren und so bald als möglich wieder auf meine Insel zurückzukehren. Ich hatte gründlich genug von diesem Festland und seinen Bewohnern. Der Zufall führte mich aber zu einer Gruppe junger Leute, die ebenso wie ich hierher zu den Wettkämpfen gekommen waren und die nun, nachdem die Spiele abgesagt waren, gerade beschlossen, nach Orban zu fahren, der größten Stadt an der Westküste, die über 40 Meilen nordwärts lag.

Ich schloß mich ihnen an, und kurz vor zehn Uhr brachen wir auf. Wir fuhren mit einem kleinen Bus, und ich freute mich unterwegs über das hübsche Tal von Kilmartin und über die hohen Berge bei Craignish. Von einer Stelle auf der Gebirgsstraße hatte ich sogar noch einen kurzen Blick auf meine Insel Colonsay, die draußen im Atlantik lag. Es sollte das letztemal sein, daß ich für mehr als drei Jahre meine Insel sah.

Als wir in Cufail an der Spitze von Loch Melfort anhielten, erfuhren wir die letzten Neuigkeiten. Durch das Telephon war gemeldet worden, daß England Deutschland den Krieg erklärt haben solle. Niemand von uns ahnte, was das bedeutete. Wir fühlten nur, daß es ein äußerst wichtiges Ereignis sein mußte.

Zwei meiner neuen Freunde entschieden sich nun, schleunigst nach Hause zurückzukehren. Einmal unterwegs, hielt ich aber an meinem Plane, Orban zu besuchen, fest und fuhr mit den andern weiter.

Als wir in Orban ankamen, bot sich wieder dasselbe Bild. Überall Gruppen eifrig debattierender Menschen. Neuigkeiten überstürzten sich. Ich hatte mich dann über die Rückkehr auf meine Insel zu entscheiden. Das war nicht ganz leicht, denn es gab an sich keine direkte Verbindung, es sei denn, ich wartete drei Tage auf den Dampfer, der dann auf seinem Südkurs Colonsay anlief. Schließlich blieb mir keine andere Wahl, als auf diesen Dampfer zu warten.

Am anderen Tage bestimmte ein kleines Vorkommnis mein Schicksal. Nachdem ich die Stadt, ihre Sehenswürdigkeiten und ihre Menschen genügend studiert hatte, stand ich ziemlich faul und ein wenig verdrossen mit vielen andern am Hafen. Ich kam mit einem jungen Mädchen in ein Gespräch, und plötzlich fragte sie mich, ob ich wohl auch bereit sei, für mein Land zu kämpfen. Meine Antwort war, daß ich keineswegs für irgendein Land kämpfen wolle, wohl aber für eine Sache, die wirklich dieses Kämpfens wert wäre. Erst stutzte das Mädchen etwas über diese ungewohnte Formulierung, die mir mein gälisches Denken eingab, dann schien sie aber doch Gefallen an meiner Antwort zu finden.

Sie beteuerte, daß diese Sache es bestimmt wert wäre, für sie einzutreten. Dann gab sie mir einige Adressen und nannte den Namen eines berühmten Hochlandregimentes. Dann weiß ich selbst nicht mehr genau, wie alles kam. Schon eine Stunde später hatte ich das Regiment gefunden, wurde angenommen, und noch am selben Abend bestieg ich mit etwa einem Dutzend anderer junger Männer meines Alters den Zug, der mich südwärts nach Edinburgh brachte, der ersten Station auf meiner Reise an die Front.

So war die Fahrt von meiner guten Insel Colonsay zu den Wettkämpfen nach Lochgilphead geradenwegs in den Rachen des Krieges gegangen. Als ich nach langen schweren Jahren Slugan endlich wiedersah, war alles verfallen. Einen Kalender fand ich noch, auf dem war abgerissen der 2. August 1914 als Tagesdatum zu lesen.

Duncan Campbell

In Britisch-Indien

Sicherlich wird es für viele von Interesse sein, zu hören, wie sich in Britisch-Indien der Beginn des Großen Krieges abspielte. Ich habe diese Eindrücke damals zwar nicht aufgezeichnet, sondern schreibe sie jetzt aus der Erinnerung nieder. In jedem Falle bitte ich jedoch darum, meine Ausführungen nicht vom politischen Standpunkt aus anzusehen, sie sind auch nicht bestimmt, Feindschaft oder eine Kritik zu erwecken, sie sollen lediglich einen Eindruck vermitteln über jene Zeit, wie sie sich in Britisch-Indien zutrug. Das Geschäftsleben in Indien spielte sich für die Engländer damals in der üblichen Art nicht besonders anstrengend ab. Es wurde sogar in ziemlich saumseliger Weise geführt, da die Stellung Englands, seine Industrie, seine Vorrechte in den Kolonien usw. diesen Engländern von vornherein eine überlegene Macht einräumten. Im Hinblick gerade auch auf das Geschäftsleben in Indien kann man sagen, daß nicht zuletzt der Wettbewerb der Nationen auf den Weltmärkten zu dem folgenschweren Ausbruch des Krieges führte. In Indien konnten die englischen Kaufleute ihre Arbeitszeit auf ein Mindestmaß beschränken, sie arbeiteten sozusagen nicht länger, als es irgend notwendig war. Das waren zuweilen nur 4-5 Stunden am Tag, viele Geschäfte öffneten überhaupt erst um 9 Uhr morgens, die im wirtschaftlichen Wettbewerb stehenden Firmen anderer Länder dagegen arbeiteten wesentlich mehr, trotzdem ihr Gewinn infolge der Übersetzung des Wirtschaftsmarktes immer nur klein bleiben mußte. Wollte ein

Inder beispielsweise in einem englischen Geschäft ein Kleidungsstück haben, das, sagen wir mal, dreifarbig gehalten sein sollte, so mußte er sich hier in den meisten Fällen auch mit einem zweifarbigen Tuch begnügen. Die Geschäfte der anderen Nationen dagegen taten alles, um durch erhöhte Arbeit solche Aufträge auch zur Zufriedenheit auszuführen, trotzdem sie, wie gesagt, dabei mit einem geringen Nutzen zufrieden sein mußten. Diese Verschiedenheit im Wirtschaftsleben soll als ein vorangeschicktes Beispiel zeigen, wie auch der Handelswettbewerb mit zum Ausbruch des Krieges beitrug. Mögen diese meine persönlichen Ansichten vielleicht auch umstritten sein, so glaube ich jedoch sehr stark daran. England hatte es eben einfach nicht so nötig, auf Grund seiner Vormachtstellung in den Kolonien und Dominions, wirkliche, angestrengte Geschäfte zu betreiben; hinzu kam, daß zu dieser Zeit in den anderen Ländern noch schwere wirtschaftliche Kämpfe unter den eigenen Landsleuten ausgefochten wurden.

Als die ersten Nachrichten von dem Ernst der politischen Lage bekannt wurden, befand ich mich mit meinem Chef gerade in Bhopal. Dieses Bhopal ist ein entzückendes Gebiet mit einem der größten Seen des Landes. Es wurde regiert von einer Rhanee, die zwei Söhne hatte. Sie nahmen aber niemals ihre Mahlzeiten gemeinsam an einem Tisch ein, weil sie immer Furcht hatten, daß einer den anderen zu vergiften suchen könnte. Leider würde es zuviel Zeit in Anspruch nehmen, wenn ich hier all die Ränke und Listen erzählte, die dort üblich waren, oder die Kleidung, Sitten und Gebräuche schilderte. Auf die Kriegsnachrichten hin machten wir uns schleunigst von unsern Geschäften los und kehrten für jeden Fall sofort nach Bombay zurück.

In den allerersten Tagen des August ging es dort noch ganz ruhig zu. Es wurden allerlei Befehle bekanntgemacht, die Fremden wurden durch die Zivilbehörden sehr ruhig und höflich aufgefordert, ihre geschäftlichen Angeiegenheiten zu

regeln und alle notwendigen Maßnahmen zu treffen, da sie wahrscheinlich interniert würden.

Solche Maßnahmen werden im einzelnen naturgemäß immer viel Schweres mit sich bringen, aber sie sind unvermeidlich. Eine recht unerfreuliche Handlung mußte es auch sein, wenn ältere Schüler, Freiwillige, die eigenen Kameraden, mit denen sie bisher auf die Schule gegangen waren, verhafteten, weil sie fremder Nationalität waren. Aber auch diese Fälle werden sich in jedem Kriege zutragen. Es ist nicht leicht, die Gefühle von Personen zu beschreiben, die bisher immer als Engländer oder doch britische Untertanen geschätzt wurden und die nun auf einmal als feindliche Ausländer der Internierung unterlagen. „Feindlich" ist dabei keineswegs der richtige Ausdruck, aber ihre Lage war wirklich bemitleidenswert. Einer meiner Bekannten erzählte mir selbst, wie in einem Falle ein alter Schulfreund vor dem anderen mit aufgepflanztem Bajonett gestanden habe. Es ist nicht erlaubt, mit diesen ersten Opfern des Krieges länger zu sprechen. Man bezeigt denen Mitleid, die man bisher hochschätzte, reicht ihnen als eine kümmerliche Art von Trost vielleicht eine Orange. So schnell wechseln die Gefühle, und die Opfer selbst können es kaum fassen, was sich eigentlich so recht mit ihnen zugetragen hat in so kurzer Zeit. Es ging mir sehr nahe, wenn ich ihre niedergeschlagenen und traurigen Mienen sah. Sie hatten ihren Teil zu leiden.

Als der Krieg ausbrach, gingen natürlich viele junge Leute zur Armee nach England und kamen von dort aus an die Front. Andere wieder wurden nach Afrika geschickt, viele verblieben auch in Indien, wo sie in die freiwilligen Verteidigungskräfte des Landes eintraten. Die letzteren bemerkten aber den Krieg kaum, da es hier keinerlei nennenswerte Angriffe oder Kampfhandlungen gab. Ganz allgemein verbreitet war übrigens die Meinung, daß der Krieg nur sehr kurze Zeit dauern könnte.

Ein wenig erregt war im Lande eigentlich nur der Volks-

teil der Mohammedaner. Viele von ihnen zeigten Sympathien für Deutschland. Ein Teil der Eingeborenenregimenter wurde mobil gemacht, damit sie Indien verlassen und in Europa zum Einsatz an der Front gelangen konnten. Man ersetzte sie durch alte Soldaten der britischen Armee, die aus England herüberkamen.

Im Hafen von Bombay legte man sehr bald Minen aus, und das Ingenieurkorps der Garnison wurde auf die verschiedenen kleinen Inseln geschickt, um die dort postierten Batterien usw. zu überwachen. Im Hinblick auf die Ernährungsfrage brauchte man in Indien keine besonderen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, da Früchte, Gemüse, Geflügel, Wild, Reis und alle Sorten Fleisch jederzeit in genügend großen Mengen und zu durchaus wohlfeilen Preisen zu haben waren. Auf diese Weise war Indien wohlbehütet für die ungewisse Zukunft. Als abschließende Bemerkung möchte ich noch hinzufügen, daß auch kaum irgendwelche Gefahr bezüglich eines Aufstandes oder etwas Ähnlichem bestehen konnte, da die meisten der ausgebildeten Eingeborenentruppen nach Europa gesandt wurden und damit die Möglichkeit einer indischen Meuterei nicht mehr gegeben war. Der August 1914 war in Indien eigentlich so für die meisten keine allzu erregende Zeit, das Leben ging im wesentlichen seine altgewohnten Bahnen weiter.

M. Charles

Rußland

Fünfhundert Rubel

Niemand von uns glaubte ernsthaft an einen Krieg. Die Schüsse von Serajewo hatten die politische Atmosphäre in allen Residenzen, in allen Kabinetten vergiftet. Aber einen Krieg? Wir glaubten nicht daran. Politische Intriganten und Hochstapler vielleicht, jedenfalls aber kein seriöser Industrieller oder Kaufmann, Ingenieur oder Landwirt in Rußland. Wir lebten in einer fortgeschrittenen Zeit. Massenmorde auf Schlachtfeldern? Einfach undenkbar, sogar uns, den Offizieren.

Eins aber machte uns stutzig. Wir waren frohgemut wie immer ins Manöver gerückt. Hatten gegen alle möglichen „Feinde" siegreiche Schlachten geschlagen, da kam Mitte Juli 1914 tatsächlich der Befehl zum plötzlichen Abbruch der Manöver und für uns die Rückkehr des Regimentes in seine alte Garnisonstadt, das ehrwürdige Plock in Kongreßpolen.

Was sollte das bedeuten? Wir zerbrachen uns den Kopf. Krieg? Mit wem? So traurig und bedauerlich der Mord an dem Erzherzogspaar auch sein mochte, aber deshalb Krieg? Attentate hat es immer und überall gegeben. Unsere Geschichte wußte ein Lied davon zu singen. Und nun ein Krieg?

In unseren Gesprächen forschten wir nach dem Sinn eines europäischen Krieges für unser Vaterland. Galizien erobern? Das schien uns eine Bagatelle. Aber was sonst? Konstantinopel? Oder etwa Ostpreußen, dieses kleine Fleckchen auf der Landkarte, so winzig klein neben den gewaltigen Flächen von Mütterchen Rußland?

Aber wir machten unsererseits Vorschläge. Wie wäre es

denn, wenn wir Rußland selbst erobern würden? Rußland für Rußland! So erwog ein Kamerad. Wir wollten sein Eisenbahnnetz verdoppeln, damit nicht in einem Gouvernement so riesige Mengen Korn geerntet wurden, die einen Abtransport unmöglich machten, während in einem anderen Gouvernement russische Mitbürger buchstäblich verhungerten. Und dann könnte man die unermeßlichen Boden- und Naturschätze des Landes für die Allgemeinheit heben und nutzbringend verwenden. Das wäre ein vernünftiger Wirtschaftskrieg, aber ein richtiger Krieg mit den Waffen?

Wir Russen haben es oft mit dem Grübeln. Und war ein solcher richtiger Krieg zwar auch das Handwerk von uns Offizieren, wir konnten seinen Sinn nicht begreifen. Und daran rätselten wir herum und fanden dieses eine nicht, dieses Wichtigste, den Sinn eines solchen Krieges.

Es vergingen aber nur wenige Tage nach der Rückkehr des Regimentes in seine Garnison, da leuchteten die Gewitterwolken am russischen Himmel hellauf, Mobilisation!

Mobilmachung an der österreichischen Grenze wahrscheinlich? Nein, eine allgemeine Mobilmachung. Das war die erste, ernste Feststellung.

„Allgemeine Mobilisation in Rußland bedeutet praktisch den Krieg mit Deutschland", so hatten wir es auf der Kriegsschule gelernt. Also doch dies Zipfelchen Ostpreußen. „Der gesamte deutsche Aufmarsch ist auf der schwierigen und zeitraubenden Mobilisationsdurchführung in Rußland begründet", das war eine weitere Weisheit, die wir auch von der Kriegsschule her in uns trugen.

Fünfhundert Rubel zahlte der Zahlmeister jedem von uns in runden blanken Stücken und einigen Scheinen bar auf den Tisch. Soviel Geld auf einmal hatte der magere Beutel der meisten jungen Offiziere noch nicht oft geborgen. Fünfhundert Rubel! Und diese Tage der Mobilmachung kosteten Geld. Die Summe wurde kleiner und kleiner. Wer kam nicht alles, wieviel Schulden hatten wir doch.

Und je kleiner unser fürstliches Vermögen wurde, desto größer wurde auch die Sorge aller jungen Leutnants und Fähnriche: Wenn nun die ganze Mobilisation wieder abgeblasen würde, würde dann die „Hohe Krone" die vollen Fünfhundert wieder zurückverlangen? Wenn jemand, der sein Lebtag nur an schmale Beutel gewöhnt ist, auf einmal unter seinen Händen ein kleines Vermögen zerrinnen sieht und zu befürchten hat, daß er dafür hohen und allerhöchsten Stellen geradestehen muß, dann ist dieser Zustand fast schon wie ein Fieber, das ihn selbst in die Nächte begleitet. Wir hatten Sorgen, viele Sorgen, wir Kornetts und Leutnants in diesen Tagen des August.

Aber es kam der unvergeßliche Abend. Wir waren in der Regimentskanzlei versammelt, nebenan klapperten die Schreibmaschinen, die den Tagesbefehl vorbereiteten. Da erscholl der Ruf: „Achtung, die Herren Offiziere".

Unser Oberst trat in den von dem Dämmerlicht des sinkenden Abends durchschatteten Raum, ein feierlicher Ernst lag auf seinem Gesicht.

„Ich bitte die Herren in mein Zimmer."

Schweigend folgten wir ihm. Nur das Klingen der Sporen unterbrach die Stille unseres feierlichen Zuges. Eine feste Ahnung schlich sich in unsere Gemüter. Im Halbkreis nahmen wir Aufstellung um ihn.

„Meine Herren" - eine kleine Atempause, es war totenstill -, „Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt!"

Wie ein Blitz schlug es in das Dunkel. Krieg! Aus allen Herzen hallte es wider: Krieg!

Was dann folgte, war genau festgelegt. Wir kannten den Aufmarschplan. Das Wort „Warum" existierte nun nicht mehr, nur noch das Wort „Pflicht" stand über uns allen - bis zuletzt.

Wir rückten aus. Vor der Front des aufmarschierten Regimentes war ein Feldaltar aufgebaut, unter den Klängen des Armeemarsches rückten die Standarten an. Ein Priester zele-

brierte die uralten Riten des feierlichen Gottesdienstes, und ich vernahm die Worte: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!"

Mit diesen heiligen Worten wurden sie alle gesegnet, hüben und drüben, im Namen des gleichen Gottes, sie alle, und dann zogen sie in den Krieg, gegeneinander.

Wir ritten durch die alte Stadt. Flüchtig blitzten Erinnerungen auf. Die Hufe unserer Pferde aber schienen heute schwerer und ernster auf dem Pflaster zu klappern, als wenn wir sonst zu den Übungen, zum Manöver die gleichen Straßen ritten. Von den Balkons, aus den offenen Fenstern winkten uns die Bürger und die Bürgerinnen, nickten wohlbekannte Mädchenköpfe. Alles war vergessen, was einmal zwischen uns lag, nun auch die hunderterlei kleinen Dinge, die bis zuletzt zwischen uns und ihnen gestanden und in summa so ziemlich genau fünfhundert Rubel ausgemacht hatten. Jetzt hatten sie gut winken, die Gevatter Schuster und Schneider. „Gottes Segen mit euch", da war es wieder, woran ich schon seit dem Morgen immer denken mußte.

Aber nicht denken, nicht denken. Reiten, reiten. Wir sind des Zaren Dragoner. Und es ist Krieg, es ist der August 1914, der die Wende von allem werden soll.

Boris Maschin

Der Weg der Balten

Noch glaubte alles nach dem Mord von Serajewo, daß das Schlimmste verhütet werden könnte. Die Norwegenreise Kaiser Wilhelms schien diese Ansicht zu bestätigen. Während meines Ferienaufenthaltes im Baltikum hatte man in diesem Juli 1914 viel von der Möglichkeit eines Krieges gesprochen und von der schweren Lage, in die gerade wir Balten dann kommen würden. Jetzt fuhr ich nach Petersburg zurück, wo ich als Beamter des Dirigierenden Senates tätig war.

Als ich mir am Baltischen Bahnhof eine Droschke nahm und mein Fahrtziel nannte, drehte sich der „Iswostschik", der Kutscher, auf seinem Bock herum und fragte: „Barin, wird es Krieg geben?" Ich beruhigte den Mann mit dem Hinweis auf die letzten Jahre, in denen es schon oft nach Krieg ausgesehen hatte, ohne daß es jedoch zum Äußersten gekommen wäre. „Ja, aber diesmal will das Volk den Krieg! Sehen Sie, Barin, dort von der Gartenstraße kommt gerade wieder so ein Zug." Ich kannte diese Bilder von Umziehenden noch recht gut vom roten Jahre 1905, aber jetzt trugen die Leute die weiß-blau-rote Fahne vor sich her, führten Heiligenbilder mit sich und etwa alle fünfzig Meter ertönte ihr Ruf: „Doloi Awstrija - Nieder mit Österreich!"

Dieses Bild gab mir zu denken, so hatte ich mir das auf meinem Feriensitz im Baltenland doch nicht vorgestellt. Als ich zu meiner Behörde kam, hatte ich, der Balte, ein weiteres Erlebnis, das mich auf den Ernst der Lage nachdrücklichst

hinwies. Überall begegnete ich ablehnenden, frostigen Mienen, meine Kameraden von gestern schienen wie ausgewechselt. Als ich zum Kassierer ging, um dort mein Gehalt abzuheben, konnte es sich der auszahlende Beamte nicht verkneifen zu sagen: „Für die Reise nach Berlin wird dies Geld kaum reichen, Gans Ljudwigowitsch" (so wurde ich der Sitte entsprechend nach meinem Vater genannt, wobei der Russe ein H für meinen Vornamen Hans nicht kennt). Diese Bemerkung war eine glatte Gemeinheit, auf die ich auch entsprechend reagierte. Sie war ein erstes Erlebnis, das mir die allgemeine Deutschfeindlichkeit und damit auch die Einstellung gegen uns Deutsch-Balten zeigte. Als ich die Dienststelle verlassen wollte, sah ich am „Schwarzen Brett" für den heutigen Abend das übliche allmonatliche kameradschaftliche Essen angezeigt. Als ich zu dem Kollegen ging, der damit beauftragt war, die Anmeldungen für dieses Essen entgegenzunehmen, wurde mir von neuem klarer Wein eingeschenkt: „Gans Ljudwigowitsch, entschuldigen Sie, ich rate Ihnen als guter Kamerad davon ab, heute zum Essen zu kommen. Alle sind zur Zeit so aufgeregt, beinahe schon hysterisch, kommen Sie besser heute nicht, ich meine es wirklich gut. Noch ist ja Hoffnung, daß der Zar und ‚Wilhelm' sich verständigen werden."

Ich folgte diesem gutgemeinten Ratschlag. Als ich zur Schriftleitung der deutschen „St. Petersburger Zeitung" ging, wurde mir der Ernst der Lage nur bestätigt. Die bereits erfolgten Teilmobilisationen hatten eine ungeheure Erregung ausgelöst. Die Boulevardblätter auf dem Newsky-Prospekt, die nicht endenwollenden Umzüge mit ihren Sprechchören, die ihr „Nieder mit Österreich" ausbrachten, das alles lag als eine seltsam fremde Spannung über diesem Juliabend.

Trotzdem wir Balten doch russische Staatsangehörige waren und wohl mit Recht behaupten konnten, stets eine der verläßlichsten Stützen des Thrones gewesen zu sein, warf man uns überall unsere Deutschblütigkeit vor und ging mehr

und mehr dazu über, uns Mißtrauen, ja offenen Haß zu bezeigen. Beim Kaiserin-Rennen, das noch einmal allen Glanz des russischen Hofes und der Gesellschaft vereinigte, wurde die Gruppe des „Rigaer Rennvereins", dem wir Balten angehörten, noch einmal aufs gröbste herausgefordert. Schon während des Rennens, als plötzlich zwei heftige Detonationen erfolgten, die, wie sich später herausstellte, durch den Anlasser eines Autos hervorgerufen worden waren, entstand ein heftiges Durcheinander, über dem der ganz allgemeine Ruf stand: „Die Deutschen beschießen Kronstadt und Peterhof." Fast wäre eine Panik entstanden. Am Abend des Renntages fand wie üblich ein großes Essen aller am Rennen Beteiligten statt. Dem „Rigaer Rennverein" kam dabei traditionsgemäß an der Festtafel der rechte Flügel zu. Hier belegte ich auch für meine Freunde und mich die gewohnten Plätze, als mir plötzlich Wladimir Nicolajewitsch Sweginzew, der Vizepräsident des Klubs, die Hand auf die Schulter legte. „Auf ein paar Worte, Gans Ljudwigowitsch." Wir traten in eine kleine Nische. „Sie wissen, daß sowohl mein Onkel, der Gouverneur von Livland, als auch ich bei den Slawisten schon fast verrufen sind wegen unserer Deutschfreundlichkeit und Sympathie für die Balten. Sie haben, wie es Ihr gutes Recht ist, wie immer für die Herren vom ‚Rigaer Rennverein' die Plätze belegt. Darf ich Ihnen als Freund einen guten Rat geben, um jeden Konflikt zu vermeiden: Bleiben Sie dem heutigen Kaiserin-Essen fern!"

Ich kannte Sweginzew zur Genüge als ritterlichen, fair denkenden Mann, der so leicht nichts Unüberlegtes tat. Es war eben überall dasselbe Lied. Wir waren verfemt. Also nahm ich die Zettel von den reservierten Plätzen. Wir blieben dem Essen fern. Im Zoo saßen wir Balten dann zusammen, und da stellte es sich heraus, wie ein jeder von uns bereits solche und ähnliche kleine Erlebnisse hinter sich hatte. Dem einen waren auf seinem Schlosse die Türen zu einem Turm

vermauert, damit die Deutschen nicht von seiner Höhe aus Signale erhalten könnten. Einem anderen waren auf seinem Gute die Tennisplätze gesprengt worden, weil diese leicht der deutschen Artillerie zur Aufstellung hätten dienen können. Das Forstpersonal der baltischen Gutsbesitzer sollte mit deutschen Waffen bereits ausgerüstet sein, um später ein Hilfskorps zu bilden, kurzum, es gab in diesen letzten Julitagen und auch in den ersten Augusttagen keinen Unsinn, der nicht geglaubt worden wäre. Hier in der Residenz schien außerdem festzustehen, daß wir Balten samt und sonders Spione und Vaterlandsverräter wären. Panslawistische Stellen betrieben diesen Feldzug gegen uns ganz planmäßig, schon ein deutscher Name genügte, um seinem Träger das Schlimmste zuzutrauen.

Wir Balten haben dann bewiesen, daß wie getreu unserm Eid zum Throne standen. Nach der Kriegserklärung vom 1. August meldete ich mich mit meinem Freunde Paul von Campenhausen sofort freiwillig beim Leibgarde-Ismailow-Regiment, trotzdem ich nie vorher gedient hatte und als Beamter auch nicht eingezogen worden wäre. Campenhausen hat dann als erster des ganzen Gardekorps das St. Georgskreuz erhalten, er ist später, im Sommer 1915, als Offizier gefallen. Uns zwei freiwillige Gardisten mit dem roten Brustlatz nahm man dann in Petersburg ganz anders auf. „Bravo Baltiizy", hieß es nun, fast wurden wir wie Helden gefeiert, nur weil wir unsere selbstverständliche Pflicht getan hatten, woran wir nie, die anderen aber um so mehr gezweifelt hatten.

Wir Freiwillige gelangten dann noch im August 1914 an die Front. Als Späher beim Regiment, kamen wir über Warschau nach Lublin. Hier sahen wir die ersten Verwundeten, die alle heilfroh waren, in den „Tyl", in die Etappe zu kommen. Hier sahen wir auch die ersten österreichischen Gefangenen, die unsere Leute mit großem Interesse betrachteten, ja, sie betasteten sogar deren Uniformen, das Koppel-

zeug, die Stiefel und die gefälligen Feldflaschen. Südwestlich von Lublin erhielten wir dann durch Schrapnells die Feuertaufe, wobei mein Fuchs verwundet wurde, ich selbst aber unverletzt blieb.

Als sich der August 1914 seinem Ende zuneigte, waren auch wir baltischen Freiwilligen ganze Soldaten des Zaren geworden. Mit der Tragik Rußlands sollte sich auch die unseres Volksstammes vollziehen.

Hans von Schroeder

Rußland setzt sich in Bewegung

Der Sommer 1914 war ein außergewöhnlich trockener und heißer. Es war das einzige Jahr, in dem ich in Estland eine Mißernte erlebt habe. Die Luft war stickig und erfüllt von der Hitze und dem Rauch brennender Wälder und glimmender Torfmoore. Schwere Regenfälle löschten sie erst, denn den unterirdischen Brandherden konnten wir nur sehr schwer oder auch gar nicht beikommen. Und über der brütenden Hitze des Monats lag drückend die politische Atmosphäre seit dem Mord von Serajewo.

An sich sollten in Estland im August-September 1914 Kaisermanöver stattfinden. Ich hatte auf Aufforderung der russischen Militärintendantur hin eine große Viehlieferung übernommen. Am Montag vor Kriegsausbruch begab ich mich nach Petersburg und ging zur Hauptintendanturverwaltung, um dort alles Weitere wegen der Lieferung zu besprechen. Aber ich fand hier nur besorgte Gesichter und aufgeregte Menschen, die ganze Behörde schien zu kochen. Alles rannte durcheinander, jede Planmäßigkeit schien zu fehlen, und ich hatte große Mühe, endlich nach langem Warten von einem Obersten empfangen zu werden. Diese Unterredung dauerte aber nur wenige Minuten, da er mir lediglich mitteilen konnte, daß die Manöver abgesagt seien. Besorgt fügte er hinzu: „Wir scheinen mit dem Ernstfall rechnen zu müssen."

Daß gerade die Intendantur so aufgeregt, überrascht und

kopflos war, erschien einem jeden Kenner der Verhältnisse nicht weiter verwunderlich. Was diese Einrichtung des russischen Heerwesens anbetraf, so war sie von vornherein in nichts den entstehenden Aufgaben gewachsen, und das wußten diese Beamten selbst, ohne jedoch Abhilfe schaffen zu können.

Während dieser Tage in Petersburg besuchte ich eine Reihe von Bekannten und wurde so aufs beste mit all den Gerüchten vertraut gemacht, die zu dieser Zeit so zahllos umliefen. Jede neue Nachricht schien grundsätzlich mit den Worten „man sagt" beginnen zu müssen, und fast jede widersprach promptest der vorangegangenen. Es war nur wenig wirklich Greifbares und Zuverlässiges aus diesem Wust herauszuhören.

Am Sonnabend war mit dem verbündeten Frankreich oder besser mit einer an Land gegangenen Matrosenabteilung französischer Kriegsschiffe, die den Präsidenten der Republik, Poincaré, auf seiner Rußlandfahrt begleiteten, etwas recht Ärgerliches passiert, was so manchem aber doch ein geheimes Schmunzeln abnötigte. Da zu der Zeit in Petersburg gerade Streiks und Arbeiterunruhen ausgebrochen waren, wurden die Straßen der Stadt von Kosakenpatrouillen zur Aufrechterhaltung der Ordnung durchzogen. Die streikenden Arbeiter veranstalteten hin und wieder kleinere Umzüge durch die Stadt, wobei sie die Marseillaise sangen, so daß die braven Kosaken auf diese Melodie nicht gerade besonders gut zu sprechen waren. Als nun so eine französische Matrosenabteilung durch die Stadt zog und dabei ihre Nationalhymne sang, preschte mit einem Male aus einer Nebenstraße eine Kosakenabteilung von etwa 30 Mann und schlug mit ihren Nagaikas, den kurzen mit Bleiplättchen versehenen Peitschen, auf die ahnungslosen Matrosen ein. So kam es, daß die guten Verbündeten noch zu guter Letzt vor Ausbruch des Krieges regelrechte Keile bekamen, wobei auch Blut geflossen ist. Soweit ich weiß, ist dieser Vorfall damals natür-

lich totgeschwiegen und auch später niemals bekanntgegeben worden.

Dieser Sonnabend war ganz allgemein sehr aufregend gewesen, wie mir der Baron Alfred Schilling, mein nächster Gutsnachbar auf dem Lande in Estland, erzählte, der Abgeordneter der russischen Reichsduma war. Man hatte jeden Augenblick den Befehl zur Allgemeinen Mobilmachung erwartet, aber am Montag machte es nach seinen Informationen den Eindruck, als ob die Lage doch noch eine friedliche Lösung zulasse, da sich die einflußreichen Kreise der russischen Rechtsparteien für eine friedliche Beilegung des Konfliktes einsetzten und der Zar selbst noch schwankte. Vom Ministerkomitee hatte freilich nur der alte Hofminister Graf Fredericz die Zivilcourage, sich in den Kabinettssitzungen offen gegen den Krieg auszusprechen. Noch war also die Möglichkeit, daß uns der Friede erhalten bliebe. Wir hofften es inständigst. „Wegen dieser lausigen Balkanier wird doch kein Mensch einen Krieg anfangen", so meinte damals jeder in unseren Kreisen. Leider aber sollten die Hoffnungen dieser Vaterlandsfreunde schon sehr schnell enttäuscht werden.

Ganz anders als diese Überlegungen klangen die Gespräche junger, eben beförderter Offiziere in der Eisenbahn, als ich am Spätnachmittag von Petersburg abfuhr. Sie führten das große Wort in den Abteilen. Als einer dieser jungen Leute gefragt wurde, welches seine Garnison wäre, sagte er ganz einfach: „Berlin", und der ganze Wagen I. Klasse brach in tosenden Beifall aus. Es waren jene Tage, da der General von Rennenkamp behauptet haben sollte, er hätte sich in Berlin Stiefel bestellt, und er würde sie nun in wenigen Wochen persönlich abholen. Er ist dann zwar nur bis Insterburg gekommen, aber man konnte sich nicht wundern, wenn seine Leutnants ähnliche lächerliche Aussprüche von sich gaben. Die Stimmung der Bevölkerung erschien überhaupt im ganzen nach außen hin durchaus kriegerisch, und man hatte den Ein-

druck, daß ein Krieg sehr populär sein würde. Ernste Überlegungen, die die ganze Reichweite eines solchen gefährlichen Entschlusses umfaßten, stellten wohl nur wenige an. Und die blieben stumm und für sich, weil ihre Meinung nur wenig gefragt war, trotzdem gerade sie bestimmt nicht die schlechtesten Patrioten waren.

Zu meiner Gemeinde auf dem Lande gehörten fünf Gutsbezirke. Als ehemaliger Kavallerie = Reserveoffizier war ich Roßkantonsvorsteher, hatte also die Pferdeaushebung in meinem Bezirk zu leiten. In der Nacht zum Donnerstag wurde ich um zwei Uhr geweckt, und der Gemeindesekretär teilte mir mit, daß nun doch die Allgemeine Mobilmachung befohlen worden sei. Danach hatten, was meine Obliegenheiten anbetraf, am nächsten Tage um drei Uhr sämtliche Pferdebesitzer mit ihren Rossen bei mir zu erscheinen. Mein Dienstbefehl aber war höchst unklar abgefaßt. Er besagte, daß ich 98 Pferde erster Kategorie zu liefern hatte. Ich verstand das dann dahin, daß ich Trainpferde, die in erste und zweite Kategorie eingeteilt waren, von der ersten Kategorie zu stellen hatte. Ich suchte danach dann 98 Wallache von 8 bis 12 Jahren aus und sagte mir, daß ich dadurch weder den bäuerlichen Züchter noch den Staat schädigte, da der Krieg ja doch wohl kaum länger als drei Monate dauern dürfte.

Als ich aber zur Ablieferung der Pferde in der Kreisstadt Wesenberg erschien, traf ich hier eine schwüle Gewitterstimmung an. Die Zivilverwaltung glaubte nämlich, daß wir Deutschbalten aus Zuneigung für Deutschland besonders schlechte Pferde ausgesucht hätten, und damit fing die Hetze gegen alles Deutsche an, die den ganzen Krieg über mit gewissen Unterbrechungen und zeitweisem An- und Abschwellen andauern sollte. Die zur Übernahme erschienenen Militärpersonen dagegen, Offiziere des Pawlowschen Garde-Infanterieregimentes, nahmen an diesen üblen Hetzereien keinen Anteil. Sie sprachen zum Teil sogar deutsch und mach-

ten nicht die geringsten Schwierigkeiten, trotzdem es bei einer solchen Pferdeausmusterung an sich schon, abgesehen von allen anderen Konfliktsstoffen, die jetzt in der Luft lagen, Gegensätzlichkeiten genug gab. Wegen dieser ersten Pferdeaushebung sind mehrere meiner Nachbarn, denen die gleiche undankbare Aufgabe zuteil geworden war, zu längeren Haftstrafen, bis zu neun Monaten, verurteilt worden. Bei mir erschien am nächsten Tage lediglich der Landpolizist und sagte, daß er den Auftrag hätte, meinen Fall zu untersuchen. Ich setzte mich mit ihm und dem Gemeindesekretär hin, und gemeinsam stellten wir aus den Vorschriften für die Roßkantonsvorsteher fest, daß ich verpflichtet war, in erster Linie taugliche Pferde, die freiwillig gestellt wurden, anzunehmen. Im Laufe von 24 Stunden besorgte dann derselbe Polizist eine Liste mit 98 Unterschriften, aus der hervorging, daß die Pferde alle von ihren Besitzern mir freiwillig geliefert worden seien. 76 von diesen 98 Unterschriften stammten dabei von estnischen Bauern, ein Zeichen dafür, daß das Verhältnis zwischen den deutschbaltischen Großgrundbesitzern und den Esten im Baltikum doch nicht so schlecht gewesen sein muß, wie es im allgemeinen in der Welt dargestellt wird. Hinzu kommt, daß der Entschluß zu diesem Schritt ausschließlich von Esten ausging, wobei ich von vornherein erklärt hatte, daß von meiner Seite keine „Gratifikation" zu erwarten wäre, da ich dadurch erst recht in des Teufels Küche kommen könnte. Die Herren von der Zivilverwaltung in Wesenberg mußten sich nun wohl oder über zufrieden geben.

In jenen Augusttagen zeigte sich für die Russen aber ein grundlegender Unterschied zwischen den Esten und den Deutschbalten. Im Gegensatz zu den nationalen Russen versuchten sich die Esten auf alle und jede Weise vom Kriegsdienst zu drücken. Sie erkrankten massenweise, und es gelang ihnen so auch vielfach, die Einberufung zum Militär zu umgehen. Trotz unserer besonders schwierigen Lage aber haben wir Deutschbalten uns dem Treueid nicht entzogen und ihn

gehalten, solange noch der Zar regierte. Nachdem freilich hörte jede Bindung auf.

Von diesem grausigen Ende aber ahnten wir alle noch nichts in jenem heißen Augustmonat 1914. Das russische Blutopfer begann erst. Auf dem Leidensweg Rußlands waren erst die allerersten kleinen Schritte gemacht.

Eduard von Dehn

Ungarn

Bis über die russische Grenze

Es war am letzten Julitag des schicksalsschweren Jahres 1914. Mit Serbien standen wir Ungarn bereits auf dem Kriegsfuß, die Mobilmachung der Balkanstreitkräfte der Donaumonarchie, also auch die des VI. Korps, war in vollem Gange.

Der Tag war heiß gewesen, und ein junger Mann, den das Vaterland noch nicht gerufen hatte, läßt es sich nach glücklich überstandenem Tagesdienst im kühlen Schatten der alten Linden am Blocksberg gut gehen. Sein Mädel ist mit ihm. Wie schön, wie berauschend ist auch diesmal wieder der wundervolle Anblick, den die berggekrönte Stadt auf beiden Seiten des mächtigen Stromes von hier oben aus bietet. Der Abend sinkt nieder. Arm in Arm steigen die beiden zur Stadt hinab. Welch kriegerisches Leben aber erfüllt die Straßen ihrer Stadt. Hier klingen frohe Soldatenweisen aus den weitgeöffneten Fenstern einer Schule, dort sieht man, wie das Abendbrot an die eingezogenen Mannschaften verteilt wird. Im Innern der Stadt findet sich das junge Paar auf den taghell erleuchteten Hauptstraßen inmitten einer bewegten Menge, die bald begeistert, bald beratend und abwägend die neuesten schwerwiegenden Nachrichten erörtert und nach ihrer Tragweite zu erfassen sucht. An jeder Straßenecke ist jene Aufforderung angeschlagen und wird wieder und wieder gelesen, nach der der greise Monarch nun doch alle Waffenfähigen seiner Reiche zu den Fahnen ruft.

Die Allgemeine Mobilmachung war also verkündet worden.

Jetzt gilt es auch für diesen jungen Mann, der Reserveleutnant in einem Kgl. Ungarischen Honvéd-Feldkanonen-

regiment ist. Dieser Abend war der Abschied für ihn von seiner Stadt - und von seinem Mädel. Jetzt nimmt ihn der Krieg, sein Tagebuch berichtet von den Augusttagen 1914.

Budapest, am 1. August 1914

Von früh bis spät bin ich herumgelaufen und habe alles Erdenkliche beschafft, sicherlich auch vieles, was ich niemals werde gebrauchen können. Die ganze Stadt gleicht einem ungeheuer großen Bazar, in dem es nur Käufer und Verkäufer gibt. Was außerhalb davon stand, zog mit Sang und Klang und brennenden Lampions durch die Straßen, als wollte es Stimmung machen zu dem Handel. Abseits der Hauptstadt, glaube ich, begeistert man sich doch mit mehr Geschmack und urwüchsigerer Kraft unseres magyarischen Volkstums.

Mit vieler Mühe bekam ich bei X. endlich eine Repetierpistole, aber keine Geschosse dazu. Bei der letzten Quelle, einem Geschäft am Ring, verweigerte man mir die Patronen, weil ich die Pistole nicht auch da gekauft habe. Weil es Abend wurde, schlossen überall die Geschäfte. So mußte ich mich dreinfügen, zwar mit einer Pistole, aber ohne die dazugehörige Munition in den Krieg zu ziehen. Denn morgen muß ich abfahren. Nun, im Moskowiterland wird es schon Munition zu holen geben.

Nyitra, am 4. August

Ich konnte kaum weg von Budapest. Der Erzherzog-Thronfolger Karl kam an demselben Tage dort an, und es war deshalb um keinen Preis der Welt mehr eine Droschke zu bekommen. So hätte ich fast noch meinen Zug versäumt. Weit entfernt von meinem Gepäck, halfen mir zwei unbekannte Husarenleutnants in einen Pferdewagen, als der Zug schon zu rollen begann. Es waren prächtige Kerle aus der Umgebung von Debreczin, und der schöne Wallach des einen von ihnen war unser Weggefährte.

In Ersekujvár mußte ich umsteigen. Wir nahmen Abschied voneinander bis zum Wiedersehen in Rußland.

Im Wartesaal saßen einrückende Landstürmer bei einem Glas Wein, und in gehobener Stimmung brachten sie immer abwechselnd ein Heil auf das Vaterland und eins auf das verbündete Deutsche Reich aus. Ein gemütlicher Schwabe, der schon einen kleinen Schwips hatte, mußte, als er an meinem Tisch vorbeikam, mir unbedingt mitteilen, daß er sieben Kinder daheimgelassen habe. Dann wollte er mir auf jeden Fall ein Glas Bier bezahlen. Ich mußte erst den Leutnant herauskehren, um zu erreichen, daß die Begleichung der zwei Glas Bier, mit denen wir einander zutranken, mir überlassen blieb. Nur der Befehlsgewalt gab der gute Mann nach.

In Nyitra angekommen, mußte ich für die erste Nacht mit einem Lehnstuhl im Rathaussaal als Ruhestätte vorlieb nehmen. Vor dem Einschlafen hatte ich mit meinem Bett- oder besser Stuhlnachbarn, einem mir schon von früher her bekannten jüdischen Ingenieur aus Budapest, eine heiße Debatte. Ahasvers Sohn war sehr mißgestimmt darüber, daß er seine gute, bequeme Anstellung des Krieges wegen verlassen mußte, eines Krieges wegen, den wir doch sicher verlieren würden! Hätten wir noch mehr solcher Leutnants, dann würden wir den Krieg allerdings wirklich verlieren, daran konnte wohl kein Zweifel sein!

In der Kaserne treffe ich am nächsten Tag auf einen Wirbel von Geschäftigkeit. Mir droht die Gefahr, daheim bei der Ersatzbatterie bleiben zu müssen. Da lerne ich einen Kameraden kennen, einen Advokaten, der Frau und Kind zu Hause ließ. Mit ihm wollte ich tauschen, denn er war für das Feld eingeteilt. Aber auch das ging nicht. Ist so etwas nicht schrecklich? Einmal in seinem Leben könnte man in den Krieg, und da muß man im Hinterlande sitzenbleiben, um Rekruten auszubilden!

Zsámbokrét, am 6. August

Ich wurde mit der Verteilung der Beglaubigungsscheine für die hier ausgemusterten Pferde betraut. Da gibt es jetzt grade eine große Aufregung. Man will wissen, daß französische Autos Gold durch das Land schmuggeln für die Serben. Sie sollen ihren Weg grade durch diese Gemeinde nehmen. Da holen die guten Slowaken ihre rostigen Flinten aus der Kammer und nehmen Posten. Das Frauenvolk verkriecht sich in die Keller, und der Schuster Vassz bezieht sogar im Kartoffelfeld eine Lauerstellung, allerdings recht weit weg von der Straße.

Nyitra, am 11. August

Also gehe ich doch! Ich bin zum Kommandanten der ausrückenden Kanonenersatzabteilung bestimmt worden.

Tormos, am 12. August

Hier ist der Formierungsort der Ersatzabteilung. Ich erhalte 4 Kanonen, 50 Mann, 40 Pferde und 3 Fuhrwerke. Die Leute sind zumeist Landstürmer, die noch nie solche neuen Kanonen gesehen haben. Die Pferde sind unabgerichtet, ganz junges Material. Außerdem gibt es eine Menge Ersatzgeschirr und sonstiges Ersatzmaterial. Ich habe alle Hände voll zu tun. Wir müssen eifrig lernen. Aber schließlich sind wir doch ganz nett beisammen. Ich hielt Fahrschule, unterwies die Leute in der Bedienung und Instandhaltung der neuen Kanone. Morgen heißt es aufbrechen!

Im Zug, am 18. August

Meine Abteilung verließ vorgestern ihren Standort. Als wir zur Bahn marschierten, war die ganze Stadt auf den Beinen. Meine Leute, die Pferde, selbst die Geschütze waren voller Blumen. Vor lauter schönen und netten jungen Mädchen, die uns noch immer mehr mit Blumen schmücken woll-

ten, konnten wir kaum in den Zug. Vor der Abfahrt hielt mancher meiner Männer große Reden, in den Wagen ertönten ganz neue Soldatenlieder.

Auch unterwegs empfing man uns überall mit einem wahrhaften Blumenregen. Auf allen Stationen waren hübsche Frauen und Mädchen, die uns mit Speisen und Getränken im Überfluß versahen. Aber langsam wird es Abend, und wir beginnen im stillen ein wenig über die kommenden Dinge nachzudenken.

In Galizien dämmerte uns ein regnerischer Tag entgegen. Meine Kanoniere bereiten mir eine rührende Überraschung: Um Mitternacht sammelten sie an der ungarischen Grenze einen schönen Strauß heimischer Blumen und überreichten ihn mir heute früh. Ich sandte einige Blüten meinen Verwandten, einige steckte ich mir zum Andenken an diese Stunde in den Kappenumschlag.

An der russischen Grenze, am 19. August

Gestern um Mitternacht wurden wir in Lancut ausgeladen und marschierten gleich weiter. Meine Abteilung wollte nur schwer in Marsch kommen. Die ungeübten Pferde zogen schlecht. Aber schließlich kam doch alles in Schwung.

Um 5 Uhr morgens erreichte ich hinter der 4. Batterie unsern jetzigen Standort. Meine Leute errichteten mir ein prächtiges Zelt, und jetzt warte ich reichlich müde auf die erste Nacht, die ich im Lagerzelt verbringen werde.

Kulnow, am 24. August

Ich komme jetzt immer weniger zum Schreiben. Am 20. hatten wir uns im Vormarsch in Zolynia dem Munitionspark angeschlossen. Die Straßen wurden immer schlechter. Polnische Bauern mit Wagen und Pferd mußten helfen, unsere Lasten vorwärtszubringen. Wir besoldeten diese Männer fürstlich mit fünf Kronen. Die Bewohner dieser sandigen Grenzstreifen erweisen sich jetzt mehr und mehr als nach

dorthin verpflanzte Russen. Hier in Kulnow haben wir eine Kaserne von Kosaken besehen und waren höchst überrascht, sogar einen modernen Turnplatz vorzufinden.

Unterwegs, am 25., 26. August

Wir marschieren und marschieren durch all die Tage. Es gibt nichts Besonderes. Über Nacht richten wir uns in einem Kleefeld ein. In der Nähe des Lagers lodert ein Feuer mit roter Flamme. Aber wir sind voller Müdigkeit und schnell eingeschlafen.

Der Weg führt nun wieder über tiefen Sand. Die Pferde ziehen unter schwerer Anstrengung, es müssen wieder ein paar Zugtiere eingefangen werden. Aber nur zwei kleine russische Pferdchen sind aufzutreiben, wir lassen schließlich einige hundert Reservehufe zurück.

An diesem Tag haben wir auch so etwas wie ein kleines Scharmützel. Angeblich war der Feind gesehen worden. Wie sich aber später herausstellte, hatten unsere guten Landstürmer nur einige an einem fernen Waldrand grasende Kühe für eine russische Reiterabteilung angesehen. Zum Glück wurde nicht geschossen, immerhin gab es einige Aufregung, bis wir die erhitzten Gemüter zu beruhigen vermochten.

Janów, am 30. August

Durch einen wunderschönen Tannenwald ging es etwa durch vier Stunden, bis wir um 10 Uhr abends hier in Janów anlangten. Das erste Gefecht unserer Division war da schon zu Ende. Der Russe lief mit blutigen Köpfen nordwärts. Eine lange Reihe von Wagen brachte Verwundete, und diese berichteten mit glänzenden Augen von ihren Erlebnissen. So sehr auch die russischen Batterien unsere wackere Infanterie mit ihrem Feuer überschüttet hatten, gingen die Tapferen doch unaufhaltsam vorwärts und warfen die Russen mit stürmender Hand aus ihren Gräben. Die vielen

Gefangenen, die vorbeigeführt wurden, typische Russen- und Mongolengesichter, schienen sich ganz wohl zu fühlen und ihr Los nicht weiter tragisch zu nehmen.

Von vorn ertönen grade jetzt die Kanonen von neuem. Auf dem Weg vor uns ziehen die gestern noch nicht eingesetzten Kompanien ins Feuer. Wie gern gingen auch wir, aber noch hat unsere Stunde nicht geschlagen. Aber lange wird auch für uns die Feuertaufe nicht mehr auf sich warten lassen. Es ist jetzt bald ein Monat Krieg, da wird es doch die höchste Zeit, soll man sich nicht schämen müssen.

Mit diesen Gedanken lege ich mich nieder. Ich habe nun bereits seit zwei Nächten kein Auge zugemacht. Morgen aber muß ich frisch sein, denn morgen gehen auch wir ins Gefecht!

Nach einem Kriegstagebuch von

Edmund von Bialoskurski

Von der Strafexpedition in den Weltkrieg

Als ich Ende Juni 1914 nach dreimonatigen Übungen in Gyulafehérvàr mit dem Pionierzug zu meinem Regiment, dem k. u. k. Husarenregiment Nr. 4, nach Nagyszeben zurückkam, hatte sich der Bevölkerung infolge der Schüsse auf unsern Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in Serajewo eine große Unruhe bemächtigt. Wie lange schon dauerten diese Zwischenfälle mit Serbien, schon im Winter 1912/13 hatten solche zu einer Standeserhöhung einzelner Korps geführt. Die Empörung über diese verbrecherische Tat war ganz allgemein. Man fühlte, es gab keinen anderen Weg, als diese neuerliche Herausforderung mit den Waffen zu beantworten. Es gärte überall, man hatte nur den Wunsch, gegen die Serben loszuschlagen.

Zunächst schien es ja so, als ob die sofort einsetzenden diplomatischen Verhandlungen eine Genugtuung schaffen und damit doch noch eine friedliche Lösung herbeiführen würden. Rußlands Unterstützung der Serben aber vereitelte die Bemühungen. Das österreichische und das ungarische Parlament stimmten bei ihrer Befragung für den Krieg, wobei aber der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza nur unter der Bedingung einwilligte, daß es sich lediglich um eine Strafexpedition gegen Serbien handeln sollte ohne territoriale Zuwachsbestrebungen. Schweren Herzens entschloß sich der greise friedliebende Monarch auf das Anraten beider Parlamente zur Kriegserklärung.

Mit Unruhe und dem Wunsche nach Vergeltung für die dem ganzen Volke angetane Schmach verfolgte ich während dieser Zeit die Ereignisse in meiner Garnisonstadt. Nagyszeben war damals der Sitz des XII. Korpskommandos und zählte etwa 25–30 000 Einwohner. Trotz verschiedener Muttersprachen waren sie durch Jahrhunderte getreue ungarische Staatsbürger, die gleich uns nur den Wunsch kannten, Serbiens Herausforderung mit den Waffen zu bestrafen.

Die Ereignisse überstürzten sich dann sehr bald. Die Zeitungen mit den wechselnden neuesten Nachrichten wurden den Verkäufern förmlich aus den Händen gerissen. Die Ungeduld, die Ungewißheit spannten die Nerven auf das Äußerste. In den letzten Julitagen befanden sich die Einwohner fast stets auf den Straßen oder in den Kaffeehäusern. Die Alltagsarbeit stockte, über die Nachrichten und die sich überstürzenden Ereignisse vernachlässigten sie alles.

So kam der 25. Juli 1914.

Nach getanem Dienst saß ich mit mehreren Regimentskameraden im Kaffeehaus. Die Zigeunerkapelle spielte, der feurige „Rákóczy-Marsch" und die Märsche der altehrwürdigen österreichisch-ungarischen Regimenter übertönten den Lärm der Unterhaltung. Überall waren lebhafte Debatten im Schwung, begeistert wurden plötzlich bekanntgegebene neue Nachrichten begrüßt, die man schon längst erwartete. Es herrschte eine Hochstimmung. Den Krieg hielt man nun für unvermeidlich und wartete stündlich auf dessen Ausbruch.

Um 11.45 Uhr nachts erschien plötzlich ein Unteroffizier der Regimentskanzlei im Lokal und meldete dem anwesenden Regimentsadjutanten: „Mobilisierung! Die Herren Offiziere sofort in die Regimentskanzlei!"

Für einen Augenblick herrschte tiefste Stille im ganzen Lokal. Im Nu verbreitete sich die Nachricht unter den Anwesenden, und dann brach ein Jubel und ein Hochrufen aus, wie wir alle es noch nie erlebten.

Von den Kameraden der anderen Regimenter beneidet,

sprangen wir Husaren auf und verließen das Lokal. Mein Regiment ergänzte sich nämlich aus dem VII. Temesvárer Korps und gehörte damit zu einem der Korps, die bei einer Mobilmachung „Kriegsfall B" betroffen wurden. Im Bereiche des XII. Korps in Garnison war so mein Regiment das einzige, das von der Mobilisierung erfaßt wurde.

Unser Regiment war im Felddienst ganz ausgezeichnet ausgebildet. Unser erst vor kurzem verabschiedete Regimentskommandeur Oberst Burka war ein Kriegssoldat durch und durch gewesen. Immer hatte ihm als höchste militärische Leistung die Kriegsverwendung vor Augen gestanden, kriegsmäßig waren deshalb selbst auch die kleinsten Übungen abgehalten worden.

Die Nacht vom 25. zum 26. Juli verlief für die meisten von uns schlaflos. Kurz nach Mitternacht erhielten wir vom stellvertretenden Regimentskommandanten die Mobilmachungsbestimmungen, als erster Mobilmachungstag galt der 28. Juli.

Es gab Arbeit in Hülle und Fülle. Die kriegsmäßige Ausrüstung von Mann und Pferd nahm unsere Zeit vollauf in Anspruch. In kürzester Zeit konnte von den Eskadronskommandanten die Marschbereitschaft gemeldet werden. Für unsere privaten Dinge blieb uns nur wenig Zeit. Da ich meine Wohnung zum 1. August gekündigt hatte, verstaute ich meine Habseligkeiten in einem gemieteten Zimmer. Schnell wurden einige Einkäufe von Sachen gemacht, die ich für das Feld benötigte. Ein flüchtig verfaßtes Testament, ein beruhigendes Schreiben an meine Mutter, und dann stand ich zum Abmarsch bereit.

Am 27. Juli, um 6 Uhr in der Frühe, versammelten sich die in Nagyszeben und seiner Umgebung liegenden Abteilungen des Regimentes auf dem Kasernenhof und legten in Gegenwart des späteren Marschalls und Armeekommandanten Hermann Freiherrn Kövesz von Kövesháza den neuerlichen Eid ab. Eine kurze Ansprache des Korpskommandan-

ten: „Husaren! Seine Majestät ruft uns an die Grenzen des Reiches. Erfüllen wir unsere Pflicht gegenüber unserm Vaterland, wie wir es in unserm Eide gelobten. Gott wird mit uns sein. Seine Majestät Kaiser und König Franz Josef der Erste, er lebe hoch!"

Dann ging es zum Bahnhof. Mit klingendem Spiel, an der Spitze der Korpskommandant und die uns begleitenden Offiziere der Garnisonen, so ging es durch die von einer jubelnden Menschenmenge dichtgefüllten Straßen. Blumen, Abschiedsgrüße, Segenswünsche, das Winken der Tücher - all das ließ unser Soldatenherz höher schlagen. Es war nur eine Strafexpedition, zu der wir ausrückten. So dachten wir, niemand ahnte noch, wie aus dieser Expedition der Krieg und vier unerbittlich grausame Jahre Völkermordens werden würden.

Um 1.26 Uhr mittags fuhr der erste Transport von Nagyszeben nach Serbien ab. Wir kamen durch das wunderschöne Siebenbürgen und erreichten bald die fruchtbaren Ebenen des Temeser Banats. Auf allen Stationen empfingen uns jubelnde Menschen. Zigeunermusik, eine Fülle von Liebesgaben wartete auf uns, vaterländische Lieder wurden gesungen, die Stimmung unserer Mannschaft war ausgezeichnet.

In Versecs stieß unser neuernannter Regimentskommandeur zu uns. Am 28. Juli früh kamen wir an unserm Bestimmungsort Homokbálványos an, einem dicht an der Donau gelegenen, breitgezogenen Flecken, dessen Bevölkerung wegen der nahen Grenze der Entwicklung der Dinge mit ängstlicher Anteilnahme folgte. Nur wenige liebäugelten unter dieser Bevölkerung dank der geschickten Propaganda von drüben mit dem großserbischen Gedanken und damit - mit dem Verrat. Aber man kannte diese Leute, bald wurden sie entfernt und ihnen damit die Möglichkeit zu Unbesonnenheiten genommen.

Am nächsten Tage wurde eine Eskadron zum Bahnschutz

nach Süden gesandt, ich selbst bekam mit meinem Pionierzug den Befehl, Wegverbesserungen zwischen Homokbálványos und Pancsova vorzunehmen. Es stellte sich aber sehr bald heraus, daß diese Aufgabe nicht mehr ungestört gelöst werden konnte. Freischärler, sogenannte Komitadschis, beunruhigten bereits die Gegend. Hier und dort fielen schon Schüsse von unsichtbaren Gegnern aus den Donauauen und aus den hohen Maisfeldern. Für unsere Arbeiten mußten also gehörige Sicherungen ausgestellt werden.

Am Abend kam ich nach Pancsova, quartierte mich dort ein und ging dann in ein Gasthaus, wo bereits Offiziere verschiedener Regimenter versammelt waren. Von draußen ertönte Kanonendonner, der bald darauf wieder verstummte. Es waren unsere Donaumonitoren, die das gegenüberliegende Belgrad beschossen. Kurz darauf traten einige Marineoffiziere in das Lokal. Einer von ihnen zeigte mir seinen Feldstecher, in dem ein feindliches Gewehrgeschoß steckengeblieben war. Es war die erste feindliche Kugel, die ich sah, der Feldstecher hatte den Kameraden vor einer Verwundung bewahrt.

Am nächsten Tage kehrte ich nach der Ausführung meines Befehls nach Homokbálványos zurück. Hier erreichte uns am 1. August die Nachricht von der „Allgemeinen Mobilmachung" gegen Rußland. Jetzt war die gesamte Monarchie, das ganze Heer von der Mobilisierung betroffen! Unsere Strafexpedition hatte sich zu einem richtigen Kriege gewandelt, einem Kriege, der die ganze Welt erfassen sollte.

Hiernach war unser Regiment aber für den nördlichen Kriegsschauplatz bestimmt, wo man im Hinblick auf die starke Kavallerie Rußlands unsere Reiterregimenter dringender benötigte, als dies in Serbien der Fall sein würde.

Um den Aufmarsch „Kriegsfall R" nicht zu stören, wurden wir in unsere Friedensgarnisonen zurückbefördert, um dann von hier aus in den regulären Aufmarsch eingeschaltet zu werden. Für uns drehte sich die Zeit also noch einmal kurz

zurück. Garnison, Mobilmachungsbestimmung, das Ausrücken, die Fahrt diesmal nach Galizien. Es waren überall dieselben Bilder wie bei unserer Fahrt nach Serbien.

Drei Tage Fahrt, am 10. August erreichten wir unsern Bestimmungsort Czortkow, wo ausgeladen wurde. Und dann begann auch für uns der große Krieg.

So hatte für uns der August 1914 sein Vorspiel in den Julitagen. Von einer Strafexpedition gingen wir in den Weltkrieg. Es waren unvergeßliche Tage.

Josef Radványi

... und wie wir ihn erlebten

Sechsundzwanzig Mobilmachungstage

Für mich als jungen aktiven Offizier bedeuten die Augusttage 1914 die Tage der Mobilmachung. Meine Mobilmachung erstreckte sich über gut drei Wochen, angefangen bei meiner amtlichen Mobilmachungsbestimmung bis zur Feuertaufe. Erst danach konnte ich mich richtig als „mobil" betrachten, warum das alles aber so lange dauerte, das hatte seine guten Gründe.

Mein Fußartillerieregiment, dem ich als Leutnant angehörte, hatte sich wie in jedem Jahr auch im Juli 1914 auf dem Artillerieschießplatz Wahn bei Köln befunden. Schießübungen, Besichtigungen, gute und schlechte Kritiken, alles war wie immer gewesen. Für mich selbst aber hatten diese Übungen einen besonderen Abschluß gefunden: beim Nachhausereiten von der letzten Besichtigung keilte das Pferd eines vor mir reitenden Kameraden kräftig nach rückwärts aus und traf mich so kunstgerecht unterhalb der linken Kniescheibe, daß ich schon vor dem eigentlichen Kriegsausbruch „außer Gefecht gesetzt" war. Am Krückstock kehrte ich in meine schöne Garnison Mainz zurück, gerade noch rechtzeitig genug, um den ersten Mobilmachungstag, Sonntag, den 2. August, dort zu erleben.

Am Sonnabend, zwischen 6 und 7 Uhr, war der Mobilmachungsbefehl verlesen worden, ich glaube, daß die Begeisterung im „goldenen Mainz" in nichts der anderer Städte nachgestanden hat. Für uns Offiziere aber trat automatisch eine neue Befehlsgewalt ein: die Mobilmachungsbestimmung.

Wie oft hatten wir an ruhigen, friedlichen Tagen über diese wichtige und geheimnisvolle Angelegenheit ein wenig gelächelt. Es war ja alles schön und gut, nur schade – so dachten wir jungen Leutnants –, daß es ja nie soweit kommen würde. Aber jetzt war es soweit. „Abreise in Mainz am ersten Mobilmachungstag und Meldung in Jüterbog bei der Fußartillerie-Schießschule", das war für mich die Überraschung, die meine Mobilmachungsorder enthielt.

Also galt es schleunigst Abschied nehmen von den Kameraden und vom alten Mainz. In meiner Wohnung in der Kaserne vor dem Gautor sieht es wild aus. Koffer packen, letzte persönliche Dinge werden geregelt, verworren dringen Gerüchte zu mir aus der Stadt von Spionen in allen möglichen Verkleidungen. Abends 10.45 Uhr ist es dann soweit, mit dem letzten planmäßig von Saarbrücken kommenden D-Zug verlasse ich am 1. Mobilmachungstag den Mainzer Hauptbahnhof. Noch immer begleitet mich dabei der ominöse Krückstock, auf dessen Hilfe ich noch nicht ganz verzichten kann.

Ein toller Betrieb herrschte im Zuge. Wir waren schon in Frankfurt mehr als ausverkauft, aber immer langte es doch noch für ein paar Kameraden. Vielstündige Verspätungen machten schon nichts mehr aus, es war eben Krieg. Unter den mitfahrenden Offizieren, etwa 200 an der Zahl, herrschte eine schwer begeisterte Stimmung. Jeder drängte nach seinem Bestimmungsort, man hatte Angst, zu spät zu kommen. Am Mittag des 3. August kamen wir endlich in Jüterbog an. Da der Zug normalerweise nicht auf dem Bahnhof des Artillerie-Zentrums gehalten hätte, zog ich kurz entschlossen die Notbremse, was mir zwar einige bissige Bemerkungen von Kameraden über „unnötigen Zeitverlust" usw. einbrachte, sich im übrigen aber als prompt wirkende Maßnahme herausstellte.

Meine Meldung beim Kommandeur war schnell gemacht, als Batterie-Offizier kam ich zur 6. Ersatzbatterie. Im nahen Kloster Zinna fanden Stab und Batterien ein Unterkommen, denn in Jüterbog selbst war in diesen Tagen der Teufel los.

Offiziere und Mannschaften kamen und gingen, kleinere Verbände rückten bereits ins Feld. Auch die wackeren Landwehrleute unserer Ersatzbatterien stellten sich ein, es rückten die Pferde für die Bespannungsabteilung an. Alles schien ein tolles Durcheinander, und doch war es dem innersten Zusammenhang nach auch bis ins kleinste derselben präzisen und exakten Ausrichtung unterworfen, die unsere ganze Mobilmachung auszeichnete. Nach dem Einkleiden und dem Verpassen der Geschirre, dem Empfang der Waffen und der Munition fand der erste Dienst unserer braven „alten Männer" statt, die schon nach einem Tage wieder ganz Soldat waren.

Neben unserm eigentlichen Dienst verursachten uns die Gerüchte von sagenhaften „Gold-Automobilen" noch allerlei Nebenbeschäftigung. Da mußte die Chaussee Berlin-Luckenwalde-Jüterbog-Dresden gesperrt und besetzt werden. Außerdem waren die Bahnstrecken und wichtige Straßenkreuzungspunkte zu bewachen. Hierbei machte ich am Nachmittag des 6. August die Bekanntschaft des damaligen Prinzen, heutigen Königs Carol von Rumänien, der als Oberleutnant zur Dienstleistung bei einem Garderegiment kommandiert gewesen war, jetzt aber den dringenden Wunsch verspürte, in seine Heimat zurückzukehren. Da er nicht im Besitz der notwendigen Ausweispapiere war, mußte sein Wagen zunächst noch einmal nach Berlin zurück.

Am 8. und 9. August war auch ich noch einmal in Berlin und nahm hier Abschied von meinen Eltern. In der Reichshauptstadt herrschte Hochstimmung, denn schon waren die ersten Meldungen von den Ruhmestaten unserer Heere eingetroffen. Im übrigen gab es bezüglich der Kriegsdauer nur die eine Auffassung: Weihnachten ist alles zu Ende. Kann man sich denken, wie mir als jungem Offizier zumute war, der ich bislang auch noch nicht die geringste kriegerische Tat aufzuweisen hatte und nun wahrscheinlich für alle noch ausstehenden zu spät kam?

Nach meiner Rückkehr aus Berlin wurde es in Zinna aber bereits etwas ernsthafter. Am Sonntag, dem 9. August, also dem 8. Mobilmachungstag, wurde unser Ersatzbataillon auf dem Güterbahnhof Jüterbog abends 9.40 Uhr verladen. Fahrtziel Marienburg! Der Osten war uns also als Kriegsschauplatz bestimmt. Die Fahrt durch das begeisterte Land war unbeschreiblich. Es ging über Küstrin und Schneidemühl. Überall feierte man uns, als wenn wir schon alte Krieger wären, die das Ihre bereits getan hatten, und dabei lag doch alles noch vor uns. Eine großartige Verpflegung, überall Blumen, Liebesgaben, auf den Bahnhöfen freundliche Mädchen in weißen Häubchen und Schürzen, es war eine Triumphfahrt.

Am 11. August, morgens 3 Uhr, langten wir dann in Marienburg an und hatten als Kriegsbesatzung sofort die Batterien des Abschnitts I und II zu besetzen. Wir lagen teils in bäuerlichen Quartieren, teils in der Batteriestellung selbst. Der Dienst der nächsten Tage sah uns vollauf bei der Arbeit. Übernahme und Ausbau der Batteriestellungen, Nachprüfen der Fernsprechverbindungen, Exerzieren der ersten und zweiten Geschützbedienung an den schweren 12-cm-Geschützen, Niederlegen der Munition in den vorgesehenen Munitionsnischen. Am 13. August meldete der Batterieführer die Feuerbereitschaft.

Inzwischen hatte das Oberkommando der 8. Armee (Generaloberst v. Prittwitz und Gaffron) am 15. August gegen elf Uhr abends Marienburg verlassen. Es war eine gewaltige Kolonne von Fahrzeugen aller Art. Vom Kriegsschauplatz selbst lagen gute Nachrichten vor. Unser I. Armeekorps hatte bei Stallupönen 3000 Russen gefangen und mehrere Geschütze erobert. Bei Lyck war ein russisches Flugzeug mit zwei Offiziersfliegern abgeschossen, auch an der Weichselbrücke bei Münsterwalde war ein russischer Flieger zur Landung gezwungen.

Aber kaum war ich in unserer Marienburger Stellung

so etwas warm geworden, da erreichte mich am 17. August ein Befehl, nach dem ich laut Verfügung der Generalinspektion der Fußartillerie zum II./2. Garde-Fußartillerie-Regiment nach Schleswig versetzt war.

Also wieder packen, wieder wandern. Abmeldung beim Kommandeur, nachmittags mit einem Kriegsgefangenen-Transportzug Abfahrt nach meinem neuen Zielort. Es sollte eine Reise voller Hindernisse werden. Während es sich die gefangenen russischen Offiziere in den Abteilen der 2. Wagenklasse bequem machten und wohl zumeist recht froh darüber waren, daß für sie der Krieg bereits zu Ende war, schloß ich im Packwagen mit dem Zugführer Kameradschaft. Da die Russen nach Hammerstein sollten, hieß es für mich in Küstrin umsteigen. Nun konnte ich sehen, wie ich mit meinen Siebensachen „bestens" nach Berlin weiterkam. Trotz aller Schwierigkeiten glückte es aber. Am Nachmittag des 19. August war ich wieder einmal in Berlin, hatte ein drittes Wiedersehen - und einen dritten Abschied von meinen Eltern. Am 20. August ging es weiter nach Schleswig, wo ich auch nach 12 Stunden Fahrt glücklich ankam.

Hier war ich der 7. Batterie zugeteilt, unser Quartier befand sich im Dorfe Berend. Nur wenige Tage waren uns noch im schönen Schleswig beschieden. Unser Bataillon gehörte zum IX. Reservekorps unter dem General Max von Boehn, der es im Laufe des Krieges noch zum Generaloberst und Führer der 7. Armee bringen sollte. Am 23. August wurden Stab, Parkkompanie und Sockel der 5. und 7. Batterie mit unbestimmtem Marschziel verladen. Die Fahrt führte über Hamburg und Osnabrück bis Münster. Die Richtung war also eindeutig bestimmt. Endlich würden auch wir in den richtigen Krieg kommen. Am 25. August fand mittags in Aachen durch nette Helferinnen die letzte Verpflegung auf deutschem Boden statt. Über Herbesthal und Lüttich erreichte unser Transportzug dann in den Abendstunden des 25. August die belgische Ortschaft Neerwinden. An einer von unsern

Pionieren gebauten Notrampe erfolgte die Ausladung unserer „schweren Brocken". Eine ursprünglich vorgesehene Weiterbeförderung war ausgeschlossen, weil es in den weiter westlich gelegenen Orten reichlich „unruhig" war. Im Château de Neerwinden nahmen wir unsere erste Unterkunft in Feindesland. Unser erster Kriegsmarsch am 26. August hatte dann die Richtung Tirlemont-Löwen-Herent. Unvergeßlich bleiben mir die Eindrücke aus dem dunklen, brennenden Löwen. Auf den Straßen lagen Menschenleichen und Pferdekadaver, Haustrümmer sperrten den Durchgang. Die furchtbarsten Schrecken des Krieges hatten hier ihren Einzug gehalten. Am 26. Mobilmachungstage, dem 27. August 1914, hatte ich mich morgens beim Generalkommando des IX. Reservekorps in Bueken zu melden. Mein Truppenteil wurde der 18. Reserve-Infanterie-Division unterstellt, ich selbst wurde Ordonnanzoffizier und erhielt damit meine erste Kriegstätigkeit, die nun auch von längerer Dauer sein sollte. An diesem für mich immer denkwürdigen Tage erhielt ich auch zusammen mit meinem wackeren Meldeunteroffizier die „Feuertaufe", jetzt endlich war ich Krieger, lange genug hatten die Vorbereitungen dazu gedauert.

Wenn ich also heute der Augusttage 1914 gedenke, so setzt sich für mich dieser Monat aus einer ununterbrochenen Reihe verschiedener „Mobtage" zusammen, die mich von West nach Ost, nach Nord und schließlich nach Belgien führten. Für den aktiven Offizier wie für jeden Waffenträger Deutschlands hatten zu dieser Zeit die Stunden der Bewährung begonnen. Unser ganzes Denken und Trachten war einzig bestimmt von den Notwendigkeiten des aufkommenden Krieges.

Arthur Schreiber

Auf hoher See

Schon in Kanada, wo ich mich in den heißen Julitagen des Schicksalsjahres 1914 beruflich aufhielt, war mir, vielleicht halb unbewußt, aufgefallen, wie meine Geschäftsfreunde wiederholt mit einer gewissen Sorge von der nächsten Zukunft und den weiteren Handelsbeziehungen mit Deutschland sprachen. Als dann bald darauf der Mord von Serajewo bekannt wurde und ich mich zur Rückkehr nach Europa nach Neuyork begab, überraschte mich eines Morgens im Hotel der Besuch meines kanadischen Vertreters, der mir kurz entschlossen gefolgt war, um die Geschäftslage für den Fall politischer Verwicklungen zu besprechen. So ernst hatte ich bislang die Lage nicht gesehen, jetzt aber erkannte ich, daß es um alles gehen würde. Noch schwankte ich, welches Schiff und welchen Bestimmungshafen ich für die Heimreise auswählen sollte, dann entschied ich mich schließlich für den Schnelldampfer „Kronprinzessin Cäcilie" des Norddeutschen Lloyd.

Die ersten Reisetage verliefen völlig normal, die Stimmung an Bord des schönen, vollbesetzten Schiffes war die denkbar beste. An meinem Tisch saßen wir Deutsche mit Engländern, Franzosen und Amerikanern freundschaftlich zusammen und verkehrten harmlos miteinander, wobei die Politik kaum Erwähnung fand, trotzdem die täglich erscheinende Bordzeitung mit den neuesten Funknachrichten genau über die Entwicklung der Ereignisse in Europa berichtete. In schöner, glatter Fahrt waren wir so bereits bis in die Nähe des Ärmelkanals gekommen, zwei Tage noch, und wir sollten

den ersten europäischen Hafen anlaufen. Da kam der für uns und die ganze Welt so schicksalsschwere Donnerstag.

Für den Abend ist ein besonders glänzender Bordball auf freiem Deck in Aussicht genommen. Es geht hoch her, wie immer bei solchen Festlichkeiten an Bord, nur die wenigsten ahnen, daß dieses Fest und sein Trubel nur ein vom Kapitän mit Absicht herbeigeführtes Ablenkungsmanöver darstellt. Nur wenige sind dem Ball ferngeblieben, auch ich gehöre zu ihnen. Als wir so abseits in den Liegestühlen auf dem freien Sonnendeck liegen, da bemerken wir plötzlich, wie sich etwas Ungewöhnliches vorbereitet. Es ist gegen Mitternacht, der Ball hat wohl gerade seinen Höhepunkt erreicht, da macht das Schiff plötzlich einen leichten Ruck, und dann stellen wir voller Bestürzung fest, wie es in weitem Bogen vom bisherigen Kurs abdreht und nun genau die entgegengesetzte Richtung einschlägt, also nach dorthin, woher wir soeben kamen. Kein Zweifel, es ging zurück, zurück nach Amerika, kaum zwei Tagereisen entfernt vom ersten europäischen Hafen!

Das Schiffsmanöver ist bei der Allgemeinheit unbemerkt geblieben, nur wir wissen davon. Aber noch ehe die Kunde zu den Ballgästen dringt, läßt der Kapitän die männlichen Passagiere unauffällig in den Salon bitten.

Voller Neugierde und Sorge stehen wir dicht gedrängt. Es wird ganz still, alles hängt am Munde des alten, hochverdienten Kapitäns Pollack, der jetzt auf englisch die inhaltsschwere Nachricht verliest: „Der Krieg ist erklärt zwischen Deutschland-Österreich und Rußland, Frankreich - und England. Ich habe soeben drahtlos den Befehl erhalten, das Schiff nach Amerika zurückzuführen. Ich bitte die Herren, dies den Frauen mitzuteilen, und bitte vor allem, Ruhe zu bewahren."

Dumpfes Schweigen folgte diesen mit mühsam verhaltener Erregung vorgebrachten Worten. Fieberhaft arbeiteten in einem jeden die Gedanken. Verschüchtert brachen dann ein

paar Hurras aus den sich rasch bildenden Nationalitätengruppen.

Mit einigen anderen Deutschen stürze ich eiligst hinauf zum Funkturm. Ich will meinem zuständigen Bezirkskommando melden, daß und weshalb ich zunächst an der Gestellung bei meiner Truppe verhindert bin. Die Telegramme werden ruhig aufgenommen, scheinbar auch noch befördert, später erhalten wir sie dann als „unbestellbar" wieder zurück.

Wenn nun auch die vom Kapitän verkündete Kriegserklärung Englands für diesen Tag noch nicht zutraf, so erwies sich doch der Befehl des Lloyd über die Rückkehr unseres Schiffes nach Amerika als wohlüberlegte, rechtzeitige Vorsorge. Unsere „Kronprinzessin Cäcilie" war nämlich nicht nur für den Kriegsfall ein wichtiger Hilfskreuzer, sie hatte zudem gerade auf dieser Fahrt viele Millionen Gold für die Banken von England und Frankreich an Bord. Das wäre ein fetter Kaperbissen für den Feind gewesen, zu dem ja dann bald genug auch England wirklich gehörte. Unser bisher so friedliches Schiff hatte sich nun auf den Krieg umzustellen. Schon am nächsten Tage wurden die Schornsteine des Dampfers neu gestrichen. Aber nicht in den gewohnten Farben des Lloyd, sondern so, daß sie dem Typ der englischen Cunard-Dampfer ähnelten. Kurz darauf erfolgte auch schon ein Funkanruf: „Sind Sie der Cunarder so und so?" Keine Antwort war wohl auch eine Antwort. Überhaupt wurden keine Funkmeldungen mehr abgesandt, um die Position des Schiffes nicht zu verraten, denn unsere Funkstation hatte bereits aus der Verständigung anderer Schiffe untereinander abgehört, daß ein englischer und ein französischer Kreuzer Jagd auf unsere „Kronprinzessin" machten. Diesen Jägern in jedem Falle zu entkommen, war jetzt die Aufgabe und auch der Ehrgeiz unseres prächtigen Kapitäns, der als alter Marineoffizier wußte, wie schwer dies Vorhaben war, aber auch, wieviel vom glückhaften Gelingen unserer Fluchtfahrt abhing.

So ging es denn auf einer nördlichen, wenig befahrenen Route immer mit Volldampf voraus. Da hier nur dürftiges Kartenmaterial zur Verfügung stand, mußten auch alle übrigen Hilfsmittel der Navigation zu Rate gezogen werden, damit man den Kurs halten und die Verfolgungsabsichten des Feindes durchkreuzen konnte, die jetzt immer offensichtlicher wurden. Die Eigenart dieser Fahrt blieb natürlich nicht ohne Wirkung auf die Passagiere, besonders unter den weiblichen wächst die Nervosität. Ganz schlimm wird es, als dichter Nebel aufkommt und das Schiff nun mit unverminderter Geschwindigkeit unter dem eintönigen Heulen des Nebelhorns Tag und Nacht dahingleitet. Einmal stoppen plötzlich unsere Maschinen. Wir stürmen an Deck und sehen, wie eine Flottille kleiner Boote auseinanderstiebt, um nicht überrannt zu werden. Es sind französische Fischer aus der Bretagne, die hier hoch oben im Weltmeer ihrem Fang nachgehen. Sie wissen noch nichts vom Kriegsausbruch und begrüßen unser Schiff mit Winken und Zurufen.

Anderen Tages gibt es eine neue Sensation. Wie ein Lauffeuer durcheilt ein Gerücht das Schiff, daß eine an Bord befindliche Gruppe von amerikanischen Finanzmagnaten dem Kapitän angeboten habe, die „Kronprinzessin Cäcilie" zu kaufen. Unter der neutralen Flagge des Sternenbanners sollte dann die Fahrt weitergehen. Es beginnt schon so etwas wie ein Aufatmen bei allen Zweiflern und Unzufriedenen. Aber diese Freude soll nicht lange dauern. Der Kapitän kann selbstverständlich aus völkerrechtlichen und anderen Gründen auf dieses Angebot nicht eingehen.

Weiter geht unsere wilde Jagd. Nach den Berechnungen unserer Schiffsleitung, von denen ab und an etwas zu uns Passagieren dringt, soll uns nur noch ein Tag und eine Nacht von unserem ungewissen Ziel, dem neutralen Rettungshafen, trennen. Man kennt dessen Namen noch nicht, man tippt auf verschiedene. Selten aber kommt der Ausdruck des Geborgenseins im Wort Hafen so zur Geltung wie in diesen Tagen.

Im Rauchzimmer höre ich zufällig, wie zwei Amerikaner die Lage besprechen. Es scheinen Sportsleute zu sein, die schon oft in diesen Gewässern mit ihren Jachten kreuzten und, wie sie wenigstens behaupteten, die hier recht schwierige Navigation genau kennen. Ich frage sie sofort, ob sie wohl bereit wären, sich und ihre Erfahrungen dem Kapitän zur Verfügung zu stellen. Nach einigem Zögern erklären sie sich hierzu etwas unsicher, aber sichtbar geschmeichelt, bereit. Sie können sogar angeblich mit Karten aushelfen. Froh, etwas Nützliches tun, oder doch zumindest versuchen zu können, lasse ich mich zur Brücke führen.

Dort finde ich unsern alten Kapitän Pollack inmitten seiner Offiziere auf dem Platze, den er nun seit drei Tagen und drei Nächten nicht mehr verlassen hat. Er ist ein wenig erschöpft von dieser gewaltigen Anstrengung und der Spannung, aber ungebeugt und gestrafft durch die Schwere der Aufgabe und die Verantwortung. So steht er vor mir, ein prachtvoller Seemannstyp! Freundlich nimmt er meine Anregung entgegen, überlegt sich die Sache einige Minuten, dann lehnt er mit einem kräftigen Händedruck ab. Wenn ihm nicht noch die letzte bevorstehende Nacht einen Strich durch die Rechnung macht, so hofft er bestimmt morgen früh auch ohne fremde Hilfe das Schiff in Sicherheit zu haben.

Es wird in den Kabinen nur wenig geschlafen, in dieser letzten Nacht. Die meisten Reisenden sind an Deck und verfolgen wie bei einem Rennen mit atemloser Spannung den Endspurt unseres braven Schiffes. Allmählich wird unsere Fahrt langsamer, tastend gleitet der Dampfer unter ständigem Peilen durch diese an Untiefen reichen Gewässer. Da, endlich, beim Morgengrauen, erscheinen die ersten Lichter von Land. Wo wir eigentlich sind, wissen wir Passagiere noch immer nicht genau. Eifrig wird darüber hin und her geraten. Da entsteht auf einmal eine Bewegung auf der Kommandobrücke, springt über auf die erregten Gruppen auf den Decks und nimmt Form und Ausdruck an in der von Mund zu Mund

gehenden Freudenbotschaft: Das Schiff ist gerettet - wir sind in der neutralen amerikanischen Küstenzone. Es ist das bekannte Seebad Bar Harbour im Staate Maine, das wir durch Nacht und Nebel aller Verfolgung zum Trotz so zielsicher angesteuert haben.

Alles stürzt hinunter in den Speisesaal, in die Salons. Das muß gefeiert und gebührend beredet werden. Mitten in die erregten Auseinandersetzungen hinein ertönt da aus dem Munde einiger sportlich begeisterter Amerikaner der Ruf: „Three cheers for our splendid captain!“ (Drei Hochs für unsern prachtvollen Kapitän.) Alle Passagiere erheben sich, Freund und Feind, und bringen dem bescheiden abwehrenden Kapitän Pollack eine begeisterte Ovation dar.

Inzwischen haben wir uns langsam dem Lande genähert. Bald sind wir von zahlreichen Privatjachten reicher Amerikaner umgeben. Jeder will der erste sein, unser inzwischen schon berühmt gewordenes „treasure-ship“, unser „Schatz-Schiff", zu begrüßen. Es währt nicht lange, da sind unsere Decks überflutet von amerikanischen Zeitungsleuten, die im Extrazug von Neuyork gekommen sind, um nun ihren Blättern brühwarm die ersten Sensationsmeldungen von dem im Ozean verschwundenen, von feindlichen Kreuzern verfolgten und jetzt im amerikanischen Rettungshafen wohlbehalten aufgetauchten deutschen Dampfer zu bringen. Ich bin ehrlich erstaunt, was diese Reporter aus unsern harmlosen Mitreisenden alles an abenteuerlichen Erlebnissen herauszupressen vermögen, und ich staune noch mehr, was ich dann darüber anderen Tages mit riesengroßen Überschriften in den Zeitungen zu lesen bekomme. Als wir schließlich landen, drängt alles zu dem bereits wartenden Sonderzug nach Neuyork, den der Lloyd bestellt hatte. Als wir dort ankommen, steht noch alles im Zeichen der eben erfolgten englischen Kriegserklärung. Um zu unserm Ziel, dem deutschen Generalkonsulat, zu gelangen, müssen wir uns mühsam einen Weg durch die drängende, erregte Menschenmenge bahnen.

Und dann beginnen die Enttäuschungen, die doppelt bitteren Enttäuschungen, fühlen wir doch in uns, wie gerade diese ersten Kriegstage in der Heimat unvergeßliche Erlebnisse höchster nationaler Begeisterung sein müssen. Hier muß all den vielen hundert deutschen Männern, die sich in immer neuem Ansturm vor dem Konsulat drängen, um zu den Fahnen zu eilen oder sich sonstwie dem Vaterland zur Verfügung zu stellen, der amtlich kühle, sachliche Bescheid werden: Es gibt keine Reisemöglichkeit mehr, geht zurück an eure Arbeit.

Sie alle aber, die aus Stadt und Land pflichtbewußt und opferfreudig herbeigeeilt waren, geben sich damit noch nicht zufrieden. Sie stürmen zu den Büros der neutralen Schiffahrtsgesellschaften, um vielleicht durch sie eine Möglichkeit zu finden, über den trennenden Ozean zu gelangen. Aber überall nur neue Enttäuschungen. Pläne werden ausgeheckt - und in die Tat umgesetzt. Überall auf den Straßen wehen jetzt die Fahnen der kriegführenden Nationen. Nachrichten von den Kriegsschauplätzen erscheinen. Und wie wir gläubigen Herzens die Meldungen der deutschen Heeresleitung über den gewaltigen siegreichen Vormarsch unserer Feldgrauen hinnehmen und mit Stolz erfüllt sind, da verspüren wir jäh eine stumme, beharrliche Abwehr von seiten der Menge, die uns umgibt. Unsere Sache ist nicht die ihre!

So stehen wir im August 1914 in Neuyork, nachdem wir den Kriegsausbruch auf hoher See erlebten. Welch Gegensatz zwischen unserm Erleben, unserer Stimmung, unsern ersten Kriegseindrücken und denen der Heimat, obgleich wir hüben und drüben gleichen Herzens, gleichen hohen Mutes waren. Lag schon damals heimlich über uns das Schicksal, das uns zu englischen Gefangenen machen sollte, ahnten wir die entscheidende Anteilnahme Amerikas am Krieg voraus? Unvergeßlich lebt in uns die Erinnerung an diese Tage des August 1914 fern der Heimat fort!

Th. Engelmann

Wir Wiener Kadetten

Es war fürwahr eine Schar von Tatendrang erfüllter Marsjünger, die in den letzten Julitagen 1914 auf den Hügeln und Trigonometer-Punkten um Wolkersdorf, am nördlichen Rande des Marchfeldes bei Wien, im Schweiße ihres Angesichtes „das Gelände aufnahm". Die Sonnenglut eines gewitterschweren Sommertages lastete auf den Meßtischen, Theodoliten und Diopterlinealen, mit denen die Zöglinge des III. Jahrganges der Wiener Infanteriekadettenschule ihrer friedlich-soldatischen Aufgabe nachgingen. Schwerer aber noch lasteten die Gedanken um die kommende militärische und politische Entwicklung und Gestaltung in Europa auf der Seele dieser begeisterten Soldatenjugend. Keiner von diesen vierzig Offiziersanwärtern zweifelte an dem Ausbruch des Krieges, nur, ob wir auch noch rechtzeitig zur Verteidigung des Vaterlandes aufgerufen würden, das schaffte bange Zweifel und tiefste Besorgnis. Wir waren damals durchschnittlich erst zwischen 17 und 18 Jahren, bei normalem Verlauf stand unsere Ausmusterung erst für den 18. August 1915 in Aussicht. Bis dahin aber konnte der Krieg schon längst ohne unsere Teilnahme zu Ende geführt sein. Das war unsere allergrößte Sorge.

So sah es an diesem Tage in unseren Köpfen und Herzen aus, als plötzlich von irgendeinem Hügel um Wolkersdorf das längst erwartete Signal „Alarm" geblasen wurde und gleich darauf der Hornist in eiligem Lauf auf unsern Lehrer, den Hauptmann Kitzler, zueilte. Was er meldete, konnten wir

wegen der großen Entfernung natürlich nicht hören, auch nicht lesen, was auf dem Papier geschrieben stand, das er dem Hauptmann überreichte. Daß es aber das Telegramm sein mußte, das unsere sofortige Rückkehr in die Kadettenschule nach Wien-Breitensee verfügte, das sang das Blut in unsern Ohren, das stand bereits fest in unsern jungen, begeisterten Herzen.

Schnell, sehr schnell traten wir bei unserm Hauptmann an. Er las uns das Telegramm vor: „Übung abbrechen, unverzüglich nach Wien einrücken." Das war der schönste Befehl unseres bisherigen Soldatenlebens. Winkte doch jetzt das rasche Ende des Schulbankdrückens, und dafür sollten wir hinausstürzen dürfen ins wirkliche Leben, wir sollten unsern Mann stehen für Kaiser und Vaterland. Auf dem Marsch zum Bahnhof sangen wir: „Prinz Eugen, der edle Ritter" und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", denn daß der deutsche Bruder gleich Österreich-Ungarn das Schwert ziehen würde, das stand für uns vom ersten Augenblick an unerschütterlich fest.

Endlich waren wir dann in Wien. Mit stolzgeschwellter Brust marschierten wir durch das Tor der „Zögerei" und standen bald darauf vor unserm Schulkommandanten, dem Oberst von Tomanek. Aber noch konnte er uns nicht den heiß ersehnten Befehl geben: „Marsch, an die Front!" Er verfügte für uns nur, daß wir ohne Verzug die Schulbänke des IV. und letzten Jahrganges einzunehmen hätten. Trotz dieser schweren Enttäuschung schmetterte unser dreifaches Hurra auf den Obersten Kriegsherrn, mit dem der Oberst seine Ansprache schloß, in heller, siegesfroher Begeisterung über den weiten Kasernenhof. Im Leben des Soldaten steht neben der Begeisterung das Pflichtgefühl, eins ist nicht vom andern zu trennen. Diese Stunde machte es uns zum ersten Male klar.

Am 28. Juli 1914 erklärte Österreich-Ungarn den Krieg an Serbien. Wenige Tage später, am 1. August, standen wir

wiederum im Hofe der Kadettenschule vergattert. Diesmal wegen des für den 18. August 1914 zur Ausmusterung reifen Jahrganges, der also um ganze 18 Tage früher zu den Regimentern entlassen wurde. Wie beneideten wir diese glücklichen Kameraden! Wie beklommen fühlten wir uns selbst, da es ja nun als ausgemachte Sache gelten mußte, daß wir frisch gebackenen „Vierten Jahrgänger" den Krieg nicht mehr persönlich mitmachen würden. Daß am gleichen Tage von Deutschland der Krieg an Rußland erklärt wurde, also sich die Ausmaße des Völkerringens langsam abzuzeichnen begannen, bemerkten wir im Trubel dieses Tages gar nicht so recht.

Was eine richtige Jugend ist, so ist sie immer voller Hoffnung! Auf sie trifft das Wort vom Wunsch, der der Vater des Gedankens ist, wohl am meisten zu. Und eine rechte, gesunde Jugend, das waren wir. Überraschend schnell stand bei uns die Überzeugung fest: Ganz sicher hat das hohe K. u. K. Kriegsministerium die Ausmusterung unseres Vorjahrganges vom 18. auf den 1. August 1914 vorverlegt, damit eben dieser 18. August für unsere Ausmusterung frei wurde. Wir haben doch bereits drei volle Jahre an militärischer Ausbildung zum Offizier hinter uns, da wird man von unserer Verwendbarkeit schon Gebrauch machen! Als dann in den ersten Augusttagen noch die gesamte Infanteriekadettenschule Karlowitz (Südungarn) in unsere Wiener „Zögerei" verlegt wurde, da war die Sache ganz klar, daß es eben eine doppelt starke Ausmusterung am 18. August, des Kaisers Geburtstag, in Wien geben würde.

Übrigens wurden uns die „Karlowitzer" sehr schnell und rückhaltlos liebe und gute Kameraden. Es war unter ihnen eine ziemliche Anzahl mit kroatischer Muttersprache, ja sogar mit einer recht dürftigen deutschen Sprachkenntnis, obwohl in allen sechzehn K. u. K. Infanteriekadettenschulen die Unterrichtssprache Deutsch war. Wir hier in Breitensee waren zu hundert Prozent Deutsche, meistens sogar Wiener. Aber diese kroatischen Kameraden waren trotzdem überzeugte

Österreicher und durchaus keine Freunde von den Serben jenseits der Donau. Dabei waren sie, soldatisch gesehen, prachtvolle Kerle, so daß wir Wiener Kadetten gar nicht anders konnten, als ihnen gute Kameradschaft zu geben und ebensolche von ihnen zu empfangen.

Die Tage vergingen mit Exerzieren, Schießen, Felddienstübungen und leider auch mit reichlich viel grauer Theorie. Unser Lerneifer war auf vollen Touren. Ein Teil unserer Lehrer war bei Kriegsbeginn zu ihren Stammregimentern eingerückt, an ihre Stelle traten Reserveoffiziere, meist Professoren von Hochschulen und Realgymnasien. Die siegreichen Schlachten von Krasnik, Schabac und andere ließen unsere Begeisterung aufsteigen, auf Landkarten setzten wir Fähnchen, um die Kampfplätze der Siege unserer Armeen zu kennzeichnen.

Über allem Dienst aber kam doch endlich der 18. August heran. Unsere Erwartung, unsere Ungeduld stieg immer mehr. Hatte das Kriegsministerium uns vergessen? Die Verwundeten, die man hier und da bereits zu sehen bekam, mußten doch ersetzt werden? Wie stand es denn nun um unsere Ausmusterung? Die Kommandanten unserer Zöglingskompanien mußten damals wahrscheinlich ein Riesenmaß an Geduld aufbringen, wobei für sie noch ins Gewicht fiel, daß sie selbst auch viel lieber an der Front gestanden hätten, als hier Schuldienst zu leisten.

Endlich war der 18. August heran. Der äußere Ablauf dieses Tages ist rasch erzählt. Feldmesse, Ansprache des Schulkommandanten, einfaches Essen. Dennoch aber wurde uns Zöglingen dieser Tag ein Tag der besinnlichen Einkehr und Erkenntnis. Nichts oder doch nur wenig gilt das eigene Wünschen und Verlangen, weit darüber steht die Pflicht, die Unterordnung des eigenen Ichs unter den ordnenden Willen dessen, der für die Gesamtheit denkt, sorgt und – befiehlt.

Wir hatten uns weiter zu gedulden.

Der heiße August 1914 neigte sich seinem Ende zu. Er

brachte uns die Nachricht von der Verwundung und auch vom Tod so manches Kameraden. Auch unser Lehrer im Waffen- und Schießwesen, Hauptmann Fischer, erlitt bei seinem Kärntner Infanterieregiment Nr. 7 durch einen Kopfschuß eine schwere Verwundung, wir besuchten ihn später in Wien im Spital. Heiß war dieser August 1914, die Kriegserklärungen der Mächte folgten einander, langsam begann es in uns zu dämmern, daß wir in keinem Falle zu spät kommen würden. Eines Tages fragte man uns sogar, zu welchen Regimentern wir am liebsten gehen würden. Wir nannten drei Regimenter, später erwies sich, daß die Zuteilung nach den bisherigen Offiziersverlusten vorgenommen werden mußte. Ich selbst kam dann mit fünf anderen Kameraden zum K. u. K. Schützenregiment Leitmeritz Nr. 9, einem prächtigen deutsch-österreichischen Regiment, dessen Kommandant, der Oberst Rayl von Hanisch, bereits in den allerersten Augusttagen 1914 an der Spitze seiner Soldaten den Heldentod gefunden hatte.

War es auch erst der 15. Oktober 1914, der durch unsere Ausmusterung zur Truppe unser soldatisches Hoffen erfüllte, so war doch der erste Kriegsmonat, der August 1914, die Zeit, in der unsere Herzen am ungeduldigsten schlugen, in der wir begannen, in die Schicksalsgemeinschaft hineinzuwachsen, die Frontsoldatentum heißt. Vierzig Fähnriche zogen wir aus der K. u. K. Infanteriekadettenschule zu Wien-Breitensee hinaus ins Feld. Sie alle hielten sich tapfer, kämpften und bluteten. Sechzehn von den vierzig blieben auf dem Felde der Ehre. Ihrer will ich immer gedenken, wenn ich zurückblicke auf jene Augusttage vor nun fünfundzwanzig Jahren.

Lambert Kreuter

Kriegsfreiwillig!

...Bevor ich das mittelgroße Zimmer des oberen Geschosses verließ, blieb der Blick noch einmal auf der Platte des derben Rundtisches in der Mitte haften.

Gedämpft durch die dürftigen Baumwollvorhänge, fiel das Licht in die kleinen Gartenfenster herein.

Hier war Iphigenie in Prosa, die Ergänzung des ersten Teiles des Faust, dessen zweiter Teil, Wilhelm Meister, hier waren die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, die Briefe an Schiller, die Römischen Elegien, die vielen unsterblichen Lieder und Balladen geschrieben oder diktiert worden.

Wo mein Fuß jetzt trat, war der seine geschritten, ein halbes Jahrhundert lang, von 1782 bis 1832.

Wo meine Hand nun auf dem Treppengeländer entlangglitt, hatte die seine gegriffen.

Und durch dieses Tor hatte er zum letzten Male das Haus am Frauenplan verlassen.

Lange stand ich vor der Pforte.

Im tiefsten Blau leuchtete der Himmel. Ein linder Wind streifte kühlend meine Schläfe.

Friede und Erhabenheit waren über das Dach ausgegossen; unendliche Ruhe strahlte Goethes Haus in die aufgeregte Welt.

Da rauschte verworrenes Lärmen heran. Wie auf sturmgepeitschten Wogen jagte es näher und brandete dann brüllend gegen die geweihten Mauern.

„Zustand drohender Kriegsgefahr!"

Die Zeitungsverkäufer riefen es aus.

„Kriegsgefahr! - Gefahr!" hallte es wider.

„Zustand drohender Kriegsgefahr!" trommelte es auf Straßen und Plätzen.

„Gefahr!" schrie es an allen Ecken.

„Krieg!" donnerte es schwer und dumpf.

Da wandte ich mich von dem Hause am Frauenplan und ging eilig zur Bahn.

Es war Freitagnachmittag, 4 Uhr, am 31. Juli 1914.

*

Den ganzen Tag waren wir unterwegs gewesen, wir, die Prima des Königlichen Luisengymnasiums zu Berlin.

Es war ein prächtiger Hochsommertag, blauer Himmel, blanke Sonne, voller Begeisterung für Deutschland, voller Vergessen für das Ende der Großen Ferien und den Schulanfang.

Viele Klassenkameraden waren noch gar nicht wieder in Berlin. Wie mich in Weimar, so hatte sie an der Nordsee, im Gebirge, am Rhein, auf den Inseln oder an der Pommerschen Küste die drohende Kriegsgefahr überrascht.

Da die Bahnen überfüllt waren und die Züge große Verspätungen aufwiesen, wußte niemand, wann unsere Klasse vollzählig zusammen sein würde.

Was kümmerte das uns!

Wir wenigen, die schon daheim waren, hatten uns vom frühesten Morgen an ohne Verabredung am Kasernenzaun in der Rathenower Straße eingefunden. Mitten in dem Gewühl wartender junger Männer sah man sich plötzlich: „Hallo! ... Mensch!" - Ein Winken: „Na, klar doch!" - Ein strahlendes Lachen auf den Gesichtern, der beseligende Ausdruck in den Augen, diese Stunde miterleben, dabei sein zu können.

Das 4. Garderegiment in der Rathenower Straße lag unserer Schule am nächsten. Den „Moabiter blauen Veilchen" - so nach ihren blauen Achselklappen genannt - fühl-

ten wir uns nicht nur deswegen besonders verpflichtet, sondern auch weil wir alljährlich auf ihrem Exerzierplatz den Sportkampf um den Bismarckschild austrugen.

Jetzt wollten wir den Exerzierplatz als Vorbereitung zu einem anderen Kampf betreten, und wir brannten darauf.

Wir hatten uns bisher nicht viel um Politik gekümmert. Wir alle waren für Kaiser und Reich, die einen etwas kritischer vielleicht, die anderen mit tiefem Ernst oder mit um so feurigerer Begeisterung. An diesem Tage schäumten wir über: Deutschland sollte ein Krieg aufgezwungen werden – Deutschland hatte niemanden etwas getan – Deutschlands Sache war die beste der Welt, die reinste, edelste! Wir waren überglücklich, dafür kämpfen, opfern, fallen zu können.

Wenn wir nur erst Soldat wären!

Da kam eine große Enttäuschung: man wies uns ab.

Ein Offizier erschien: „Kriegsgefahr ist doch noch kein Krieg!"

Niedergeschlagen zerlief sich langsam die Menge der Begeisterten.

Der Weg in das Kasernentor wurde frei. Ich schlüpfte hinein. Mit klopfendem Herzen betrat ich die Wachstube. Da war wieder der Offizier.

„Herr Oberleutnant, kann ich nicht wenigstens vorgemerkt werden, falls mobil gemacht wird?"

„Ausgeschlossen!"

„Ich wollte sowieso gerne Berufsoffizier werden ..."

„Dann reichen Sie ein Gesuch an den Herrn Regimentskommandeur ein."

Es war alles vergeblich.

Neugierig erwarteten mich draußen ein paar Kameraden.

Verdrossen hakten wir uns ein und zogen die Straße entlang über Alt-Moabit, die Moltkebrücke, den Reichstag nach den Linden.

Aus allen Teilen der Reichshauptstadt hatte eine Völkerwanderung dorthin eingesetzt.

Und wir waren ein Volk in dieser Stunde.

Einer kannte den anderen plötzlich, den er niemals zuvor gesehen, von dem er niemals auch nur gehört hatte. Jetzt teilte der ihm wie einem alten Bekannten das Neueste mit: „Keine Truppe nimmt Freiwillige an, bevor nicht mobil gemacht ist." - „Kosakenpatrouillen sind über die ostpreußische Grenze gedrungen." - „Spione sind in der Friedrichstraße gefaßt worden." - „Bei Spandau haben sie ein Auto mit Gold angehalten, das über die Grenze wollte."

Wir hörten alles und glaubten alles gern, was zur Mobilmachung beitragen konnte.

Die Linden waren schwarz voller Menschen.

Vor der Filiale des „Berliner Lokalanzeigers" Ecke Wilhelmstraße standen die Massen bis über den Fahrdamm und den Mittelsteig.

Nirgendwo wurde krakeelt. Die Menschen waren alle freundlich, hilfs= und auskunftsbereit.

Die Sonne lachte dazu. Strahlend lagen in ihrem Glanz die Königliche Bibliothek, das Denkmal Friedrichs des Großen, die Oper, die Wache, das Zeughaus, das Schloß.

Dort, in dem altersgrauen Kaiserbau, mußte jetzt die Entscheidung fallen.

Wir spürten es, alle spürten es und ganz Deutschland wollte in dieser Stunde seinem Kaiser nahe sein.

Jemand sagte, daß Rußland, Frankreich und England den Krieg erklärt hätten, und daß das eine gewaltige Übermacht wäre.

Die Augen mancher wurden ernst. Aber es glomm darin die Festigkeit eines unüberwindlichen Glaubens und eines stahlharten Willens.

Bis vor die Schloßbrücke kamen wir.

Da staute sich alles.

Eingekeilt zwischen Männern und Frauen, Droschken und Gefährten mußten wir hier haltmachen.

Lieder wurden gesungen, Hochs ausgebracht, und wir stan=

den mit klopfendem Herzen und heißen Augen mitten in dem gefesselten Sturm.

Da sahen wir über die Köpfe der Tausende hinweg plötzlich Bewegung an dem großen Fenster des Schlosses über dem Eingangsportal.

Der Kaiser trat auf den Balkon.

Ein ungeheurer Jubel brach los und tobte minutenlang.

Dann war Ruhe - Totenstille -.

Der Kaiser sprach.

Wir konnten seine Worte nicht verstehen, aber wir waren erschüttert. Es war ein weltgeschichtlicher Augenblick - es war wie ein gewaltiger Feldgottesdienst des ganzen Volkes.

Jetzt hatte der Kaiser geendet. Wir wollen gerade hurra schreien, da setzten die Glocken des Domes ein.

Stumm verharrten wir.

Und dann erhob sich ein Brausen, wuchtig, betend. Die Menschen Unter den Linden sangen „Wir treten zum beten".

Wir waren eine Gemeinde geworden, bis in den Tod verschworen, und wir schrien unsere Bitte, unser Gelöbnis und unseren Willen zum Himmel: „Herr, mach uns frei!"

Eine Stadt schrie es, ganz Deutschland.

Das war der Tag, an dem der Kaiser die Mobilmachung von Heer und Flotte befahl, Sonnabend, der 1. August 1914.

*

Tage saß ich noch zu Hause herum, während schon Schlachten geschlagen und Siege erfochten wurden. Ich hatte Angst, der Krieg könnte enden, ohne daß ich Soldat geworden wäre.

Die Regimenter waren entweder überfüllt oder sie nahmen mich nicht, da ich zwar als Kriegsfreiwilliger eintreten, aber später Berufsoffizier werden wollte, die Annahme eines Fahnenjunkers indessen vom aktiven Regimentskommandeur abhing, der irgendwo im Felde auf dem Vormarsch war.

Was sollte ich nur tun!

Da kam eines Tages ein Brief vom I. Ersatzbataillon des

Infanterie-Regiments Nr. 85 an: Ich könnte sofort als Kriegsfreiwilliger eintreten, über das andere würde der Regimentskommandeur entscheiden.

Ich wartete keinen Augenblick länger und fuhr nach Rendsburg, das die Friedensgarnison des Infanterie-Regiments „Herzog von Holstein" (Holsteinisches Nr. 85) war.

Jetzt war ich Kriegsfreiwilliger!

Mich beschlich nur die Furcht, durch die Ausbildung soviel Zeit verlieren zu können, daß ich zu spät in das Feld kam, um noch am Kriege teilzunehmen.

Mit einem Köfferchen, das etwas Wäsche, Nacht- und Waschzeug, das Neue Testament und den Faust enthielt, trat ich an dem Posten vorbei zum ersten Male durch das Kasernentor.

Ich meldete mich unter Vorlegung meiner Papiere im Stabsgebäude und wurde dem ältesten Regimentsfeldwebel überwiesen.

Der ließ „auf Schreibstube" meine Personalien aufnehmen und übergab mich dann einem Unteroffizier.

Es war gegen 7 Uhr abends, als mich mein neuer Korporalschaftsführer „auf Stube" brachte.

Ich war dort ganz allein, weil vormittags gerade ein Transport in das Feld gegangen war.

Der Unteroffizier führte mich sogleich in den ersten Dienst ein: er zeigt mir, wie man ein „Bett baut".

Dabei machte er mir mein Nachtlager zurecht, als wäre ich zu Hause.

Er hatte wohl erkannt, daß ich zum Umfallen müde war. Ich war von Berlin bis Rendsburg dreizehn Stunden stehend im überfüllten Zuge gefahren. Um Soldat zu werden. Im August 1914. Wolfgang Loeff

Aus Knaben werden Männer

Wir waren drei blutjunge österreichische Studenten. In den ersten Julitagen 1914 war für uns die bisherige Schulzeit zu Ende gewesen. Den Rucksack auf dem Rücken, in ihm Tee und Zucker, Obst und Backwaren und nicht zuletzt den unvermeidlichen Spirituskocher, so waren wir aus Wien, der Kaiserstadt, losgezogen. Keine zehn Kronen hatten wir im Beutel, aber dennoch gehörte uns die Welt, diese wunderschöne Sommerwelt 1914.

Zuerst waren wir, deren Familien alle aus dem Sudetenland, aus Nordmähren, stammten, jeder für sich auf ein paar Tage zu den Eltern und den Verwandten in unsere Geburtsorte gezogen und hatten hier besinnlich und vergnügt die ersten Segnungen unserer gewonnenen Schulfreiheit erprobt. Dann trafen wir uns in Mährisch-Schönberg, um von dort eine große Tour durch die herrlichen Grenzgebirge Nordmährens und Nordböhmens zu machen. Immer auf Schusters Rappen, durchzogen wir diesen prächtigen Ferienmonat. Überall auf dem Lande erhielten wir für ein paar gute Worte und wenig Geld Milch, Brot, Speck und Eier - und ein Quartier dazu, was brauchten wir jungen Dachse mehr, um restlos glücklich zu sein. Altvater und Spirglitzer Schneeberg hatten wir schon hinter uns, und nun waren wir im Abstieg von einer Baude und in langem Fußmarsch unterwegs nach Glatz. Ganz prächtig war dieser Sommer gewesen, die Sonne und das gute Wetter hatten uns die Treue gehalten. Zeitungen hatten wir wer weiß wie lange schon nicht mehr in der Hand gehabt. Als etwas Fernes, unendlich Fernes, das wir zwar tief bedauerten, das uns aber im Kern doch irgendwie fremd blieb als etwas, was als politisch uns Jungen

höhere Kunst und deshalb außerhalb unserer Bezirke erschien, hatten wir die Trauerkunde von Serajewo vernommen. Es war eine Schande, aber man würde es ihnen schon zeigen, wir waren jedenfalls die unpolitischsten Menschen, die es geben konnte. In unserm sonnigen Ferienland hatten düstere Gedanken und Prophezeiungen keinen Platz.

Müde und abmarschiert fielen wir in Glatz in die Betten der „Sudetenherberge". Am nächsten Morgen, es war der 28. Juli 1914, machten wir gut ausgeruht einen Bummel durch die Stadt und sahen uns deren Sehenswürdigkeiten an. In einem schattigen Wirtshausgarten nahmen wir dann Platz und ließen uns das Bier gut schmecken. Ich sehe noch wie heute einige Tische von dem unsern entfernt den Wirt mit einigen anderen Gästen sitzen. Er hatte ein rundes Käppchen auf, war in weißen Hemdsärmeln und trug einen Leinenschurz vorgebunden. Sein gutmütiges rotes Gesicht schien voller Zufriedenheit. Da klangen von der Straße her mit einem Male schnelle Schritte. Zwei ältere Männer kamen in unsern Garten und machten dem Wirt aufgeregt eine Mitteilung. Der starrte die beiden ganz entsetzt an und vermochte kein Wort hervorzubringen. Die übrigen Gäste redeten erregt durcheinander, und als nun auch wir näher traten, da erfuhren wir das Unfaßbare: Österreich-Ungarn hatte am heutigen Vormittag um 11 Uhr den Krieg an Serbien erklärt.

Wir waren wie vom Donner gerührt. Jetzt erst erfuhren wir auch die Einzelheiten, die dem Unglückstag von Serajewo gefolgt waren. Den Notenwechsel, die Teilmobilisierung Österreichs vom 25. Juli in Antwort auf die Mobilmachung Serbiens. Man sprach hier auch bereits von einer Mobilisierung Rußlands - es konnte kein Zweifel sein, in diesen herrlichen Sommerwochen, denen wir uns unbeschwert von allem Geschehen ganz hingegeben hatten, war ein Weltbrand ausgebrochen!

Der Wirt, die anderen Gäste und wir bildeten jetzt

eine einzige durcheinanderredende Gemeinschaft. Jeder gab seinen Gedanken und Gefühlen Ausdruck. Krieg! Niemand hätte das für möglich gehalten. Nun, da es aber soweit war, waren auch wir ganz erfüllt von der ungeheuren Tragweite des Wortes. Begeisterung überkam uns. Wir wußten, was wir zu tun hatten.

In fieberhafter Eile ging es zurück in die Herberge, wurden unsere Siebensachen gepackt. Noch mit dem Abendzuge ging es zurück nach Nordmähren zu unsern Familien. Und dann folgte Schlag auf Schlag.

Ich hatte eine kurze Aussprache mit meinem Vater, denn um mich freiwillig zu melden, bedurfte ich als Achtzehnjähriger noch seiner Genehmigung. Sie wurde mir, wenn auch schweren Herzens, gegeben. Und dann ließ ich meine Gesuche los, und es hieß warten, warten und noch einmal warten. Die Ergänzungsbüros aller Truppenteile hatten in diesen ersten Augusttagen alle Hände voll zu tun. Gewaltig war der Ansturm all der Männer, die zu den Fahnen drängten. Da mußte man sich in Geduld fassen und das übervolle, begeisterte Herz meistern. Und auch die aufkommende Angst unterdrücken, man käme zu spät, alles wäre schon vorüber, wenn man endlich das Glück haben würde, als Freiwilliger eingestellt zu sein.

Es war eine rechte Erlösung, daß in all den kleinen Orten nach dem Abzug der ersten voll einsatzfähigen Männer überall Ortswehren aufgestellt wurden. Es wurden die ganz alten und die ganz jungen Männer erfaßt. Und zu diesen letzteren durfte auch ich gehören. Man gab an uns alte Werndlgewehre aus. Trugen wir diese oft auch nur an einem Strick über der Schulter, so waren wir doch sehr stolz, in dieser Zeit nun doch schon Waffenträger zu sein. So bewaffnet, bezogen wir bei Tag und Nacht „wichtige" Posten an Eisenbahnstrecken, Brücken und Übergängen. Straßenkreuzungen wurden besetzt, es dauerte auch gar nicht lange, da erreichte uns die Mär von den französischen „Goldautos", die, mit

ungeheuren Schätzen für Rußland beladen, angeblich auf der Fahrt durch unser Land waren. Wie inbrünstig wünschte ich mir in diesen Nächten, wenn ich einsam irgendwo auf meinem Posten stand, daß ein solches Auto seinen Weg ausgerechnet durch unser kleines, verschlafenes Städtchen nähme. Krampfhaft umklammerte ich mein Werndlgewehr, wenn von fern her vielleicht einmal ein Motorengeräusch oder eine Autohupe zu vernehmen war. Ein Auto aber war dazumal noch eine recht seltene Erscheinung. Und wie mögen die Insassen eines solchen Gefährtes gestaunt haben, wenn sie von einem so grünen Jungen mit drohend vorgehaltenem Gewehr angehalten und erst nach einer eingehenden Durchsuchung zögernd wieder freigelassen wurden.

Ein Unglück aber ist damals gottlob doch nicht vorgekommen. Ich zweifle heute überhaupt daran, ob jene alten Knarren jemals losgegangen wären. Vom Treffen konnte ja wohl sowieso kaum die Rede gewesen sein. Man lächelt heute ein wenig über jene ersten Tage der wilden Begeisterung. Vier Jahre Krieg haben andere Erlebnisse mit sich gebracht, und dennoch ist die Erinnerung gerade an jene ersten Augusttage 1914 doch mit besonderer Klarheit erhalten geblieben. Das liegt wohl daran, daß wir noch so jung, so ganz unbeeindruckt waren, die wir von der Schulbank aus zu den Waffen kamen, und waren es auch nur jene mörderischen alten Werndlgewehre.

Wir haben kein „Goldauto" anhalten können und nachmals auch keinen wirklichen Spion gefaßt. Wir haben uns aber doch in diesen Tagen vorbereitet auf das, was da kommen sollte. Und es kam zunächst mit der Annahme als Kriegsfreiwilliger. Es war keineswegs zu spät geworden, es war uns noch ein gerüttelt Maß an Aufgaben zu lösen geblieben. August 1914 – das aber behielt für uns einen bestimmten Klang für immer, das war die Zeitwende auch für unser Leben, hier begann für uns die Reife vom Knaben zum Manne.

Gerhard Burdich

Noch zu jung!

Wir waren im August 1914 während der großen Schulferien an der See. Wir, das waren meine Eltern und ich, der ich damals 14 Jahre alt war. Schöne Wochen auf der Insel Juist lagen hinter uns, da begannen sich die drohenden Kriegswolken mehr und mehr zu verdichten. Immer schärfer wurde der Ton der Zeitungen, die Notenwechsel erfolgten. Die Lage wurde immer bedrohlicher. Mein Vater, als Offizier, sah diese Entwicklung der Dinge mit besonders kritischen Augen an. Oft fand ich ihn in diesen letzten Tagen allein in den Dünen sitzen, wie er hinaus auf das Meer blickte und wohl an unser aller Zukunft dachte.

Zur gleichen Zeit mit uns war der damalige Kriegsminister von Falkenhayn auf der Insel. Solange er noch blieb, war das Äußerste nicht geschehen. In diesen Tagen, da die unsinnigsten Gerüchte aufzukommen begannen, als jeder politisierte und Prophezeiungen für die Zukunft abgab, richteten wir uns allein nach dem Verhalten des Kriegsministers. Er mußte das alles doch besser wissen als die aufgeregte Gästeschar. Eines Tages aber war es dann so weit. Eine Barkasse kam vom Festland und holte ihn ab. Jetzt war es Zeit!

Es begann ein allgemeines Flüchten von dieser glückhaften Ferieninsel. Der Andrang zu den Dampfern und Zügen war riesengroß. Einer hatte es immer eiliger als der andere, um nach Hause zu kommen, wenn es denn nun wirklich Krieg gäbe, woran nun nicht mehr zu zweifeln war. Über Emden

fuhren auch wir heim in unsere mitteldeutsche Stadt. Mobilmachung - rote Plakate leuchteten von den Anschlagsäulen, es war Ernst!

Ich weiß noch wie heute, wie diese Fülle der sich überstürzenden Ereignisse einen tollen Wirbel in meinem Jungenkopf stiftete. Vom Boden holte ich des Vaters Sattelzeug. Er zeigte mir einen verschlossenen Umschlag mit gewichtigen Siegeln, seine Mobilmachungsorder. Er hatte in einer anderen Stadt eine Neuformation zu übernehmen. Als wir ihn zur Bahn brachten, gab es noch kein richtiges Abschiednehmen, denn der neue Bestimmungsort lag nur eine Stunde Bahnfahrt entfernt, wir würden uns vorher noch wiedersehen, bevor es endgültig ins Feld ging.

Ich war sehr stolz auf meinen Vater, auch vor meinen Schulkameraden. Er war mit dabei, das wog in dieser Zeit. Und wenn ich auf dem Balkon unserer Wohnung stand, die unmittelbar gegenüber einer Infanteriekaserne gelegen war, dachte ich nur an ihn, wenn kleine Trupps Soldaten mit Gesang vorbeizogen oder die Kompanien mit Musik marschierten.

Diese feldgrauen Uniformen, die das Straßenbild zu beherrschen begannen, das war ein unvergeßlicher Eindruck für alle, die bisher Soldaten nur im blauen Rock mit rotem oder schwarzem Kragen kannten. Nie werde ich vergessen, wie das helle Gelb der Stiefel und des Koppelzeuges zu dem Grau der noch in ihren Kniffen verharrenden neuen Waffenröcke stand. Wenn ich aber heute dieser Augusttage von vor fünfundzwanzig Jahren denke, ist mir alles wie ein Wirrwarr von Geschehnissen, die einander ablösten, kaum daß das vorangegangene noch ganz verlaufen war. Eine Ordnung hineinzubringen, etwa wie es die Daten eines Tagebuches ermöglichen würden, ist mir heute unmöglich.

In der Schule sahen wir ältere Kameraden aus der Prima, die sich freiwillig gemeldet hatten, und die nun im Blau ihrer Ausbildungsuniformen den Lehrern - und wohl auch unsern

neidерfüllten Blicken - Besuche machten. Sie waren die Helden dieser Augustschultage. Auch die Lehrer, die als Reserveoffiziere schon Uniform trugen, verloren bei uns alles Schulmeisterliche, mit wie anderen Augen sahen wir sie an.

Regimenter marschierten zur Bahn, zu den Verladerampen. Überall Blumen, schmetternde Musik, viel Mädchen und Frauen. Und überall roch es nach dem neuen Zeug, den Stiefeln, dem Kommißbrot. Wie liefen wir neben den ausziehenden Abteilungen bei dem Marsch durch die Stadt, halfen den Soldaten tragen, lasen für sie die Blumen auf, die man ihnen zuwarf.

Eins aber beherrschte uns völlig: die Schmach, zu jung zu sein, um auch Soldat zu werden. Kann man das wohl begreifen, was es für uns Vierzehnjährige damals hieß: zu jung! Wo unsere Herzen nur noch im Takt des Marschierens schlugen, all unsere Sinne, unser Denken nur bei den Soldaten waren?

Im Hilfsdienst, der sich schnell gebildet hatte, taten wir Dienst. Ich war zur Bahnhofspost gekommen. Da halfen wir Pakete und Postsäcke verladen, wir teilten an die Soldaten der durchfahrenden Züge mit den Schwestern und Frauen Kaffee und Liebesgaben aus. Da ich ein Rad besaß, bekam ich eine Binde mit dem Blechschild des Postadlers um den Arm und durfte in die Stadt fahren, eilige Briefe und Telegramme austragen. Und wieviel solcher Post kam in diesen Tagen! Zumeist aber wohnten deren Empfänger in den Kasernen. Es waren Abschiedsgrüße, letzte Verabredungen, sich noch einmal zu sehen, bevor es ins Feld ging. Stolz betrat ich mit meiner Armbinde den heiligen Boden solcher Kasernen, ging durch die langen hallenden Flure zu den Stuben und rief hell den Namen der Empfänger. Ich war ein gern gesehener Bote bei den Soldaten. Ließ es meine Zeit zu, blieb ich länger bei ihnen. Dieses Soldatentum, die Luft der Kaserne nahm mich gefangen.

Wir haben dann unsern Vater wiedergesehen, noch einmal, bevor er hinausging. Wie war er tapfer, wie bewunderte ich ihn! Meine Tränen galten nur meiner völligen Hingabe an diesen heldenhaften, großen Augenblick. Später kamen dann die Karten von unterwegs. Ferner und ferner, dem Rheine zu. Diese Feldpostkarten ohne Marken, nur mit dem Stempel. Dann fehlten die Ortsnamen, er war drüben in Belgien. Es kam wohl auch einmal ein Brief mit einer belgischen Marke und einem deutschen Stempel. Das war ein Ereignis für die ganze Klasse. Wir kauften Landkarten, suchten, wo er wohl ungefähr wäre. Aber das, was ihm und uns noch alles bestimmt sein sollte, lag in diesen Augusttagen noch in der Zeiten Schoße.

„Weihnachten spätestens bin ich wieder zu Hause", wie zuversichtlich hatten seine Abschiedsworte geklungen. Sie waren mir ein Evangelium, zugleich aber auch die traurige Gewißheit, daß ich zu spät kommen würde, daß es mir nicht vergönnt wäre, teilzuhaben am Kampfe in den Reihen der deutschen Männer. Wie sehr sollte er sich irren! Wie voreilig war auch meine mich so trübe stimmende Erkenntnis! Vier Kriegsweihnachten sollten aus diesem „Weihnachten bin ich wieder zu Hause" werden, und die letzte Weihnacht erlebte er nicht mehr. Statt seiner aber stand ich siebzehnjährig als Freiwilliger im Unterstand vor Verdun. Weihnacht 1917.

Das alles aber lag noch fern, weltenfern. Wer hätte so etwas denken können. Wir Jungen lebten dem Tag. Es kamen die ersten Siege. Namen von eroberten Festungen tönten auf. Ein junger Leutnant und fünf Mann hatten ein Fort genommen. Die erste Fahne war erobert. Fahnenmeere durchwogten die Straßen, die Glocken läuteten. Die Schulen gaben frei. Es war schon so, daß wir morgens, wenn die Zeitungen kamen oder am Abend zuvor Extrablätter erschienen waren, überlegten, ob es sich lohne, den Schulweg zu machen. Es gab bestimmt siegfrei - und in der Stadt gab es soviel zu erleben.

Ich weiß, wie ein Vetter von mir kam, damals siebzehnjährig, das Notexamen in der Tasche. Er wollte Freiwilliger werden bei den Pionieren, bei denen schon sein Vater gestanden hatte. Mit ihm trottete ich die Wege zu den Kasernen, harrte seiner draußen vor den hohen Gittertoren. Es war nicht leicht, damals im August 1914 als Kriegsfreiwilliger unterzukommen, da war es zu meiner Zeit, 1917, schon anders. Alles war damals überbesetzt, aber irgendwie klappte es doch noch. Mein Vetter schenkte mir seine große grünsamtne Schülermütze, mit der er gekommen war, als er das erstemal mit dem Krätzchen auf dem Kopf und in einer maßlos abgetragenen Exerzieruniform aus der Kaserne zu uns fand. Ich hängte sie über meinem Bett auf. Er durfte dann bei uns wohnen. Ich trat ihm mein Rad ab, damit er schneller zu seiner Kaserne kam, und lief getreulich meinen Schulweg zu Fuß. Wie roch aber nun auch unsere Wohnung so ganz nach Soldat.

Auch andere kamen in unsere große Garnisonstadt. Verwandte. Ein Hauptmann, der auf einem nahen Übungsplatz lag, schickte uns seine Familie. Wir haben ihn dann alle dort besucht auf seinem großen Sandplatz mit den langen Baracken. Ich durfte sogar aufsitzen und auf seinem Pferd einige Volten reiten. Der Hauptmann fiel dann schon in den ersten Septembertagen.

Der August 1914 hatte bestimmt die gleiche Tagzahl wie in jedem Jahr, dennoch aber schien es, als wäre er ohne Ende, soviel brachte jeder seiner Tage.

Wir sahen auch die ersten Leichtverwundeten. Ich erinnere mich, es war im Stadttheater, da saßen im Rang zwei blutjunge Offiziere, einen von ihnen kannte ich sogar von früher, vom Sehen aus der Schule her, die trugen den Arm in der Binde. Das ganze Theater brachte ihnen Ovationen. Sie waren wie über Nacht Helden geworden, ihre guten Jungensgesichter strahlten vor Verlegenheit und heimlichem Stolz.

August 1914. Name und Zahl, Inbegriff für eine Welt.

Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen, große Jahre, schwere Jahre und wieder glückhafte Jahre, und trotzdem haben sie sich bei einem jeden, der sie miterlebte, tief in die Erinnerung gegraben, leben fort in kleinen Ausschnitten bis auf den heutigen Tag.

Wie sich mir mit den Blumen, Fahnen und Frauen der ausrückenden Truppen dieser seltsam aufreizende Hauch nach neuen Uniformen und Leder, nach Kommißbrot für immer verbindet, so nahmen unsere Sinne diese Tage jeder auf seine Art auf. Unvergeßliche Bilder, die ausziehenden Soldaten, die Geschütze, deren Pferde an ganz hellen neuen Strängen gingen. Nie klapperten die Hufe der Tiere so hell auf dem Pflaster wie in dieser Zeit, nie so hohl, wie sie damals zögernd von der Rampe in das Innere ihrer Wagen traten.

Ich sehe noch einen Soldaten, einen Reservisten, wie er zum Bahnhof zog. Das Gewehr hatte er am Riemen um den Hals gehängt. In jedem Arm hatte er ein helles Mädel. Wie lachten diese Kinder unter den Tränen, die in ihre Augen drängten. Wie waren sie tapfer und stimmten mit ein in den Sang, den der Reservist und seine Kameraden mit mächtiger Stimme anfingen. Ein andermal, als ich mich noch auf dem Bahnhof betätigte, da war es, daß ein durchfahrender Zug gehalten hatte. Wir hatten den Soldaten unsere Liebesgaben verteilt, da fiel einem der Reiter beim Anrücken des Zuges aus der offenen Tür des Güterwagens der Trinkbecher hinab. Fiel unter den Wagen auf die Geleise. Ich sehe noch sein verdutztes Gesicht, wie es in seinem Abschiedslachen erstarrt. Zwar war ich sofort zur Stelle. Aber der Zug fuhr Achse für Achse mit aufreizender Bedächtigkeit über den unglückseligen Becher. Und als er schließlich aus der Halle heraus war, da wagte ich den Sprung vom Bahnsteig auf die Schienen und hob den Becher auf. Er war unbeschädigt. Da hielt ich ihn nun in meinen Händen und sah fern unter dem Ausschnitt des Hallendaches den Zug kleiner und kleiner wer-

den. Ich dachte an den unglücklichen Soldaten, der diesen Becher verlor. Als preußisches Soldatenkind malte ich mir aus, was der Arme auszustehen haben würde, wenn er diesen Verlust meldete. Ich ging zu meinem Postbüro und trug allen Ernstes meinem alten griesgrämigen Posthalter das Verlangen vor, daß wir diesen Becher schleunigst per Expreß oder sonstwie dem davongefahrenen Zug nachsenden sollten. Der Alte aber lachte nur und meinte, während sich seine Augen zu dichten Schlitzen zusammengezogen: „Es wird noch mehr verlorengehen in diesem Krieg, als nur dieser Becher, mein Junge", und da ward es bei diesen Worten für eine Minute ganz still in dem kleinen Raum. Es war, als lausche er dem fremden, ungewollten Klang dieser Worte nach, die einen so seltsamen, fernen Ton gegeben. Dann stellte er den Becher vor sich in die Nische des Fensters, wo er in Zeitungspapier sein Frühstück bewahrte.

Auf dem großen Korridor unserer Schule prangte eine gewaltige Karte und auf ihr marschierten mit unsern Truppen die bunten Köpfe vieler Nadeln. Wir sprachen mit unsern Lehrern nach den Feiern in der Aula viel ungezwungener als sonst, es war eine große Kameradschaft, die uns noch alle umfing.

Aus diesen Augusttagen 1914 denke ich besonders eines Mannes, unseres Turnlehrers. Turnen nahmen wir damals an sich nie ganz für voll, und die Lehrer in diesem Fach auch nicht. Dieser alte Mann aber, der in diesen Tagen an seinem Rock stets ein verblichenes Kriegsordensbändchen trug, begann mit dem Kriege eine neue Art des Turnunterrichts. Er mochte des alten Jahn dabei gedenken, wenn er mit uns aus der Halle hinaus auf den Schulhof oder in die Umgebung zog. Dort traten wir an, aber nicht nur zum Turnen, zum Exerzieren. Ich sehe ihn noch, wie er vor unserer Front steht, den grauen Schnurrbart durch die Finger zieht und dann mit seiner alten, ein wenig müden Stimme sagt: „Habt keine Angst, Ihr seid nicht zu jung, Ihr kommt noch alle dran!"

Dann nickte er ein paarmal vor sich hin, mied aber, uns nach diesen Worten in die Augen zu sehen, trotzdem es in ihnen nur Hoffnung und Freude darüber zu sehen gab. Er mochte bereits seine Erfahrungen in diesen Tagen mit solchen Worten gemacht haben, der Graubart, wenn er anderen, den Großen, so sprach. Johannes von Kunowski